Herrschermacht

und

Geisteskrankheit.

Studien aus der Geschichte alter und neuer Dynastien

von

Dr. med. W. W. Ireland,

Mitglied der Medico-Psychological Association in London; korresp. Mitglied der psychiatr. Gesellschaft von St. Petersburg, sowie der Medico-legal Society von New-York.

Autorisierte Übersetzung.

Stuttgart.
Verlag von Robert Lutz.
1887.

Herrschermacht

und

Geisteskrankheit.

Psycho-pathologische Studien

aus der

Geschichte alter und neuer Dynastien

von

Dr. med. W. W. Ireland,

Mitglied der Medico-Psychological Association in London; korresp. Mitglied der psychiatr. Gesellschaft von St. Petersburg, sowie der Medico-legal Society von New-York.

Autorisierte Übersetzung.

Stuttgart.

Verlag von Robert Lutz.

1887.

Druck von Louis Bosheuyer's Buchdruckerei in Cannstatt.

Vorwort.

Die nachstehenden Studien des schottischen Verfassers Dr. med. W. W. Ireland, der sich durch sein früheres Werk über „Idiotie und Imbecilität“ bereits einen über die Grenzen seiner Heimat hinausgehenden Ruf erworben hat, gehören dem vor Kurzem in Edinburg erschienenen neuesten Werke desselben, betitelt: „The blot upon the brain: studies in history and psychology“ an.

Da bisher von Seiten eines Pathologen kein Versuch gemacht wurde, vom Standpunkt seiner Wissenschaft aus in der Geschichte hervorragender Dynastien den Spuren geistiger und moralischer Erkrankung nachzugehen, welche unverkennbar das häufige Erbteil einer mehr oder minder absoluten fürstlichen Macht ist, so erschienen dem deutschen Herausgeber die Irelandschen Studien, welche diesem Versuche gelten, der Wiedergabe insbesondere wert.

Mit dem Verschwinden der unumschränkten Herrschergewalt in zivilisierten und konstitutionell regierten Ländern haben sich auch die schroffsten äußeren Folgen, welche mit der früher in verschiedenen Dynastien typisch aufgetretenen erblichen Neurose notwendig verbunden waren, mehr und mehr verloren; doch hat das Beispiel des Königs von Bayern klar gezeigt, daß auch heute noch der aus einer neurotischen Veranlagung hervorgehende Cäsarenwahnsinn zu den Möglichkeiten in der europäischen Geschichte gehört.

Bei der Lückenhaftigkeit und Einseitigkeit der früheren Geschichtschreibung ist das Eindringen in das hier behandelte Gebiet für den Pathologen mit großen Schwierigkeiten verbunden. Das fühlte wohl niemand mehr als der Verfasser, welcher mit seinen Studien nicht weiter als einen allgemein verständlichen Beitrag zur Kenntnis geschichtlich interessanter Krankheitserscheinungen liefern wollte.

Inhalt.

Einleitung.

Viele Menschen bringen bereits mehr oder minder entwickelte Ansätze zu geistigen und seelischen Anomalieen ins Leben, so daß sich Geisteskrankheit und Wahnsinn gar oft als ein von der Natur selbst gegebener Zustand oder als das Ergebnis einer allmählichen und unvermeidlichen Ausbildung natürlicher Eigenschaften darstellt. Viele Kinder, wenn nicht alle, sind selbstsüchtig, leidenschaftlich, zornig über den geringsten Widerspruch gegen ihre Wünsche, gleichgiltig gegen das Wohl anderer, und gegenüber Entbehrungen und Enttäuschungen von einer übermäßigen Empfindlichkeit, die jedoch nicht lange vorhält. Auf einer vorgerückteren Altersstufe haben sie eine Neigung zur Grausamkeit gegen Tiere, finden ihr Vergnügen an Täuschungen und Unwahrheiten und haschen voll Begierde nach möglichst grassen Bildern von Grausamkeit und Metzelei. Ließe man ein Kind in einem solchen Geisteszustand aufwachsen, so müßte dasselbe allmählich geistig krank werden. Der unausgesetzte Einfluß der Erziehung durch Eltern und Lehrer ist es, der dem Kinde gewisse Vorstellungen einprägt und dagegen andere verdrängt, der dasselbe zur Beherrschung seines Eigenwillens anleitet und ihm zeigt, wie sein eigenes Wohlbefinden darunter leidet, wenn es seine Begehrlichkeit mit den Interessen seiner Umgebung in Widerspruch

bringt. In diesem Sinne läßt sich behaupten, daß geistige Gesundheit ein Ergebnis der **Erziehung** ist, und daß diejenigen, welche nicht durch Erziehung dazu angehalten werden können, ihre Leidenschaften zu beherrschen und ihre Begierden den durch das menschliche Gesellschaftsleben gezogenen Schranken zu unterwerfen, in der That in Geisteskrankheit aufwachsen, indem sie niemals einen auf die Pflege geistiger Gesundheit gerichteten Einfluß haben erfahren dürfen. Manchmal bringt ein Mensch Geschmacksrichtungen, Neigungen und Empfindungen mit auf die Welt, welche keine Erziehung zu bändigen im stande ist, und die ihn schließlich in Zwiespalt mit seinen Nebenmenschen bringen, und so auf das Blutgerüst, ins Gefängnis oder ins Irrenhaus führen. Machen sich solche regelwidrige Neigungen bei einem ganzen Volksstamme geltend, so führt dies zu feindlichen Zusammenstößen, wobei der eine den andern vernichtet; und zwar ist hier die allgemeine Regel die, daß diejenigen, welche die größte Fähigkeit besitzen, sich den äußeren Umständen anzupassen, beziehungsweise die äußeren Umstände ihren Zwecken dienstbar zu machen, die andern unterjochen.

Von der Wiege bis zum Grabe ist der Mensch auf die Hilfe seiner Mitmenschen angewiesen; **allein** vermag er wenig; aber er kann seine Kraft vertausendfachen, indem er sich die der andern dienstbar macht. Zugleich das mächtigste und das geknechtetste aller Geschöpfe beherrscht er einmal mit seinem Szepter das Geschick von Millionen, ein andermal sehen wir ihn wieder so gänzlich eingeschüchtert durch den unmittelbaren Druck einer Gewaltherrschaft, oder geknebelt durch die ungleiche Verteilung des Besitzes und die Lohnverhältnisse, daß er sich seine nackte Existenz und jeden Bissen Nahrung wie ein besonderes Vorrecht erkaufen muß, indem er einen Teil der Lasten der Besitzenden auf

sich nimmt. Selbst wenn ihn nicht schon seine Geburt zum Sklaven eines Nebenmenschen macht, stößt er doch auf Schritt und Tritt mit andern zusammen, die den Platz, den er einnimmt, für sich beanspruchen und ihn daraus zu verdrängen suchen. Zieht er herum, so wird er als Landstreicher eingesteckt; will er nicht arbeiten, so muß er Hungers sterben; streckt er seine Hand nach fremdem Gut aus, so wird er als Dieb gepackt. So bringt ihm die rauhe Erfahrung des Lebens die Gesetze zum Bewußtsein, denen sein beschränktes Dasein unterworfen ist und gegen die er sich nicht auflehnen darf, ohne zum Verbrecher zu werden. Ist er nicht im stande zu lernen und fehlt es ihm an Unterscheidungsvermögen, so wird er als Geisteskranker behandelt. Dies ist unter den eben erwähnten Umständen das Los der arm und niedrig Geborenen, und es ist daher durchaus nicht zu verwundern, daß alle sich demselben zu entziehen streben. Es beherrscht deshalb die Begierde nach Macht, das Streben nach bevorzugter Stellung, die Jagd nach dem Reichtum, der ja eines der sichersten Machtmittel bildet, die ganze Menschheit; allein eben durch den ständigen Wettbewerb aller ist die Möglichkeit der Erreichung dieses Ziels entsprechend eingeschränkt. So haben schließlich zu allen Zeiten Einzelne eine so hervorragende Stellung und eine derartige Uebermacht über andere Menschen erlangt, daß diese sich widerstandslos fügen müssen und ihrer Zustimmung oder Mißbilligung dem Machthaber gegenüber nur mit großer Vorsicht Ausdruck zu geben wagen, oder ihre vielleicht in Wirklichkeit vorhandene innere Unzufriedenheit aus Furcht vor der launenhaften Willkür des tyrannischen Herrn wenigstens hinter der Maske erheuchelter Zustimmung verstecken.

Eine derartige schrankenlose Willkürherrschaft kommt nun zwar selten vor, denn im allgemeinen müssen sich die Macht-

haber zu gar manchen Opfern und Zugeständnissen verstehen, um sich den guten Willen ihrer Unterthanen zu erhalten und den feindseligen Anschlägen ihrer Nachbarn zu entgehen. Ist ja doch die Macht allzusehr ein Gegenstand leidenschaftlichen Begehrens, als daß sie jemals aufhören könnte, Gegenstand des Streites zu sein. Nichtsdestoweniger stoßen wir beim Studium der Geschichte der bekannten Völker, ja schon beim Durchlesen von Reisebeschreibungen aus neueren Zeiten auf eine Anzahl von Despoten, die mit schrankenloser Willkür über den eigenen Volksstamm oder über unterworfene Völker herrschen.

Wohin eine solche absolute Herrschaft über einen rohen, ungebildeten Volksstamm gewöhnlich führt, zeigt uns in schlagender Weise das Bild eines afrikanischen Häuptlings, wie solchen die Reiseberichte der neuesten Zeit uns vor Augen stellen. In Afrika treten alle Erscheinungen in der einfachsten, rohesten Form auf. Umgeben von Wilden mit völlig unentwickelten sittlichen Begriffen und ohne alle gesetzliche Ordnung, bekleidet mit der Macht über Leben und Tod, so daß er seine Unterthanen zu hunderten wie Hämmel abschlachten lassen darf, umgeben von verworfenen, feilen Höflingen, deren Thätigkeit nur darin besteht, ihm unablässig zu schmeicheln und zur Befriedigung seiner Begierden Gelegenheit zu schaffen, gibt ein solcher Häuptling jeder Laune des Augenblicks nach, streckt seine Hand nach allem aus, was ihn reizt, befriedigt alle seine Lüste; das Weib, das er noch vor einer Stunde geliebkost, läßt er von Henkers Hand sterben, wilde Wutausbrüche oder stumpfsinniges Hinbrüten lösen seine Schwelgereien ab; — in dieser Weise führt er seine Herrschaft über seinen schwarzen Unterthanen solange fort, bis die Ausschweifungen seine Lebenskraft erschöpft haben, oder bis der Mordanschlag eines Nebenbuhlers oder die

feindlichen Lanzen eines Nachbarstammes seinem Leben ein Ziel setzen. Ist ein solcher afrikanischer König mächtig genug, um durch seinen Namen weit und breit Schrecken zu verbreiten, so darf er es wohl auch wagen, der Natur selbst Zwang anzuthun und die grimmigsten Launen zu befriedigen, z. B. den jungen Männern das Heiraten verbieten, sich Regimenter von weiblichen Kriegern halten oder einen Kahn in Menschenblut schwimmen lassen.

Den Einfluß einer solchen Stellung auf das Wesen des Betreffenden genauer zu betrachten, muß notwendig hohes psychologisches Interesse bieten. Wer vermöge der sklavischen Unterwürfigkeit seiner Nebenmenschen jeder Grille augenblickliche Befriedigung zu verschaffen vermag, befindet sich in einer für seine geistige Entwicklung höchst gefährlichen Lage. Indem jeder seiner Wünsche Erfüllung findet, werden seine Begierden stets gesteigert; indem alles fortwährend seinen Begierden entgegenkommt, wird seine Willenskraft geschwächt; indem seine Meinung niemals Widerspruch, sein Irrtum niemals Berichtigung erfährt, wird seine Urteilsfähigkeit getrübt. Die leiseste Neigung wird von seinen Schmeichlern zur Glut angefacht, seine Selbstsucht ständig genährt durch die Gier, mit der jedem halbausgesprochenen Wunsche von ihm alles zum Opfer gebracht wird; die Rechte anderer Menschen bleiben gänzlich außer Betracht.

Die nächste Wirkung unbeschränkter Macht scheint Zügellosigkeit in sinnlichen Genüssen zu sein, welche allmählich in maßlose Wollust und Ueppigkeit übergeht; später findet der Herrscher ein eigentümliches Vergnügen darin, seine Macht über andere durch deren Erniedrigung und Bedrückung zu bethätigen, bis er sich schließlich gegen ihre Leiden abstumpft oder sich geradezu an ihren Qualen weidet.

Unbeschränkte Macht drängt stets dem Mißbrauch zu. Ja, von einigen seltenen, edlen Naturen abgesehen, ist es gerade die Möglichkeit des Mißbrauchs, worin der Reiz der Macht für die Menschen liegt. Macht ist nichts, wofern sie gewissenhaft gebraucht wird. Wer nur dem Würdigen gibt, nur den Schuldigen bestraft und den Unschuldigen freispricht, wer stets unerbittlich die Wahrheit bezeugt, — der besitzt in Wirklichkeit gar keine Macht. Vielmehr steht er selbst unter der Herrschaft eines gebieterischen Pflichtgefühls. Nur die Beschränktheit seiner Natur läßt ihn bei der Ausübung seines Berufes Befriedigung empfinden. Indem er denjenigen bevorzugt, den er am besten kennt, oder den er am liebsten hat; indem er in unbewußter Ungerechtigkeit den Schuldigen freispricht und den Unschuldigen verurteilt, schmeichelt er zugleich seinen Neigungen. Wären alle Menschen Diener ihrer Pflicht und kennte jeder wirklich sein eigenes Herz, die Macht wäre nicht so allgemein begehrt. Allein, so wie die Dinge liegen, sind die Wenigsten, welche sie einmal erreicht haben, geneigt, dieselbe wieder aus den Händen zu geben; und das einzige Mittel, einem Mißbrauch derselben durch ihre Träger zu begegnen, ist, diesen so wenig als möglich davon zu übertragen.

Aus Furcht vor dem Verlust der Macht lassen sich die letzteren den Gebrauch derselben oft viele Ueberlegung kosten; nur leitet sie diese dabei nicht immer auf den richtigen Weg.

Wie Macchiavelli sehr richtig bemerkt hat, ziehen sich die Menschen oft durch gute Handlungen mehr Haß zu als durch schlechte, und so ist ein Fürst namentlich in entarteten Zeiten manchmal genötigt, das Gute zu verleugnen, um sich im Besitze seiner Macht zu erhalten.

Das einzige Gut des Menschen, das wahren Wert für ihn

besitzt, ist seine Vernunft; diese allein ist im stande, ihn vor dem Sturm seiner Leidenschaften zu erretten und seinen verkehrten Wünschen oder dem schrankenlosen Zug seiner Phantasie bestimmte Grenzen zu ziehen, indem sie ihm die Beschränktheit seines eigenen Wesens wie der Verhältnisse, inmitten deren er sich bewegt, zum Bewußtsein bringt. Handelt es sich um eine an sich schon beschränkte Machtfülle, so bedürfen die Vorkehrungen gegen deren Mißbrauch überhaupt keiner besonderen Bezeichnung.

Noch wichtiger aber für die Bekämpfung der selbstsüchtigen Neigungen des Menschen als dessen eigener Gewissens- und Gemütszustand ist die Gewissens- und Gemütsbeschaffenheit seiner Umgebung. Der Mensch ist so geartet, daß ihn die Mißbilligung seiner Nebenmenschen unangenehm berührt und er sich über ihren Widerspruch ärgert, daß er ihren Tadel fürchtet und unter ihrer Verachtung leidet. Selbst falls er im stande ist, sein Verlangen ihrem Widerspruch zum Trotz durchzusetzen oder sie zu dem zu zwingen, wogegen sie sich auflehnen, so ist seine Befriedigung doch keine vollkommene; sein Streben geht deshalb nicht nur dahin, ihren Widerstand zu überwinden, sondern vielmehr dahin, ihren Willen selbst zu beugen und ihre Gedanken zu unterjochen, so daß schon das leiseste Anzeichen eines Mißerfolges hierin seinen Grimm zu erregen vermag. So kommt es, daß bei sehr ausgedehnter Machtfülle diese Schranken, welche die Bestimmung haben, den Menschen unter der Herrschaft der Vernunft und Mäßigung zu erhalten, nicht nur übersprungen, sondern oft geradezu in ihr Gegenteil verkehrt werden. Ein Kreis von Schmeichlern ist im stande, das wahre Urteil der Welt völlig zu verdunkeln, und einen Menschen durch Einflüsterungen und fortwährenden Beifall bei allen seinen Handlungen auf einen abschüssigen Pfad zu leiten.

Wenn man sich also klar macht, daß — abgesehen von ihrem verderblichen Einfluß an sich — eine unbeschränkte Macht stets die Versuchung in sich birgt, sich den Lockungen der Sinnlichkeit ohne alles Maß hinzugeben, so kann man nichts überraschendes darin finden, daß der Wahnsinn in allen bedeutenden Herrscherfamilien zu Tage getreten ist. Schon in den frühesten Abschnitten der Geschichte tritt uns derselbe in den babylonischen und persischen Herrscherhäusern, später in der julischen Familie, bei den Karolingern, im spanischen Königshause, in der russischen Kaiserfamilie wie bei den türkischen Sultanen entgegen. In Europa gibt es heutzutage kaum ein Herrscherhaus, in welchem nicht eine erbliche Neurose herrschte, und unter den indischen Fürsten ist Wahnsinn und Blödsinn etwas ganz gewöhnliches. Doch wir wollen, um uns nicht in unbestimmte Allgemeinheiten zu verlieren, lieber eine kleine Auswahl von Beispielen aus alter und neuer Geschichte selbst ins Auge fassen.

I.

Die römischen Kaiser.

Bei unserer Betrachtung der allbekannten Geschichte der Cäsaren müssen wir nun unsere Aufmerksamkeit auf jene pathologischen Erscheinungen, jene Symptome einer Neurose — d. h. eines krankhaften Zustandes des Nervensystems — richten, welche in den mannigfachsten Formen: als Wahnsinn, Sinnestäuschung, Hypochondrie, Hysterie, Geschmacksverirrung, absonderliche und maßlose Gelüste und Launen ebensowohl wie in Mißbildung des Schädels und des Gesichts oder des Körpers überhaupt, beziehungsweise ganzer Partieen desselben zu Tage treten. Auf Untersuchungen dieser Art hat die Geschichtsforschung weder im Altertum, noch in neuerer Zeit genügend Wert gelegt.

Ob die neurotische Anlage in der ersten Kaiserfamilie, der claudisch-julischen, wirklich schon mit Augustus begann, steht nicht fest. — Julius Cäsar hatte gegen Ende seines Lebens mehrere epilepsieähnliche Anfälle, doch lassen sich diese sehr wohl auf seine ruhelose aufregende Lebensweise, seine ungeheuren Anstrengungen und Strapazen sowie seine geschlechtlichen Ausschweifungen zurückführen. Sein Sohn Cäsareon von der Kleopatra wurde nach des Marcus Antonius Sturz umgebracht. Augustus stand zu Cäsar nur in dem Verhältnis eines Großneffen. Attia, eine Tochter der

jüngeren Schwester des Diktators, Julia, war nämlich an Cajus Octavius, den Vater des Augustus, verheiratet. Weder in seiner Erscheinung noch in Körper- oder Geisteseigenschaften zeigte der zweite der Cäsaren irgend eine Ähnlichkeit mit dem großen Stifter der Dynastie.

Dr. Jakoby*) führt eine Stelle aus Suetonius zum Beweise dafür an, daß Augustus am Schreibekrampf gelitten habe, ein Leiden, das nach seiner Behauptung vom Gehirn ausgehen soll — letzteres ist jedoch zweifelhaft. Obwohl von schwächlicher Gesundheit und mit mancherlei Ernährungsstörungen behaftet, erreichte Augustus das sechsundsechzigste Jahr — ein beträchtliches Alter für einen Römer jener Zeiten.

Drusus.

Die Herleitung der Neurose von Augustus begegnet mehrfachen Schwierigkeiten. Drusus Claudius Nero Germanicus wurde geboren drei Monate, nachdem seine Mutter, Livia, sich mit Augustus verheiratet hatte und während ihr erster Gatte, Tiberius Claudius Nero, noch am Leben war. Augustus hatte diesen gezwungen, sie zu verstoßen, um sie selbst heiraten zu können. Der kleine Drusus wurde zu seinem vermutlichen Vater, Tiberius Claudius, geschickt, bei dem er zusammen mit seinem älteren Bruder, dem nachmaligen Kaiser Tiberius, bis zu dessen drei Jahre darauf erfolgtem Tode blieb, worauf die beiden wieder zu ihrer Mutter Livia gebracht wurden. Augustus soll zwar mit Livia schon vor ihrer ehelichen Verbindung Umgang gehabt haben, allein dieser Umstand würde, selbst wenn bewiesen, nur die Möglichkeit, nicht aber die Gewißheit seiner

---

*) Etudes sur la sélection dans ses rapports avec l'hérédité chez l'homme, Paris 1884 p. 56. Suetonius, Octavius Augustus, CLXXX.

Vaterschaft gegenüber Drusus ergeben. Dr. Jakoby führt viele, zum Teil ziemlich weit hergeholte Gründe an, um darzuthun, daß Drusus wirklich Augustus' Sohn gewesen. Gelingt dieser Nachweis nicht, so läßt sich natürlich die Vererbung der krankhaften Anlage in dieser Linie nicht aufrecht erhalten, denn wenn Drusus nicht Augustus' Sohn war, wie konnte er die Neurose auf den nachmaligen Kaiser Claudius (den Sohn des Drusus von Antonia, der Tochter des Triumvirn Marcus Antonius von Augustus' Schwester Octavia) der, wie wir sehen werden, an Schwachsinn litt, vererben? Es ließe sich allerdings annehmen, daß die Neurose sich vom Vater des Augustus durch Octavia herschreibe, und diese Vermutung, obzwar durch keinerlei unmittelbaren Beweis unterstützt, stünde keineswegs in Widerspruch mit der Entstehungsweise derartiger Leiden. Geisteskrankheit und die verwandten Neurosen können in verschiedenen Zweigen einer Familie zu Tage treten, wenn sie in dieser letzteren Generationen hindurch herrschen. In manchen Fällen läßt sich dabei lediglich kein anderer Grund aufstellen, als die Abstammung derselben von einem gemeinsamen Vorfahren, der die krankhafte Störung auf seine Nachkommenschaft übertrug, ohne daß er selbst Spuren davon gezeigt hatte.*)

Jakobys stärkster Beweisgrund, die äußere Ähnlichkeit des Drusus mit Augustus, ist nicht völlig entscheidend. Hätte der letztere im geringsten den Wunsch blicken lassen, den Drusus nicht als seinen Adoptivsohn, sondern vielmehr als seinen leiblichen Sohn betrachtet zu sehen, so hätte gewiß Horaz**)

*) Ich verweise in dieser Beziehung auf Dr. L. Dahl's „Bidrag til Kundskab om de Sindssyge i Norge". Christiania 1859.

**) Carminum IV. 4. In den Versen 25—40 dieser Ode nimmt Horaz die Abstammung von Tiberius und Drusus von den Claudiern als ausgemacht an, wobei er den Augustus nur als ihren Erzieher gelten läßt.

niemals mit so großem Nachdruck die Abstammung desselben von dem edlen Geschlecht der Claudier hervorgehoben. Und daß Augustus an Stelle des Germanicus, Drusus' Sohn, den Tiberius zu seinem Erben einsetzte, spricht sehr dafür, daß er den Drusus nicht für seinen leiblichen Sohn hielt.

Jakoby beruft sich auf die Erzählung, der zufolge dem Drusus in den Wäldern Germaniens ein Barbarenweib von übermenschlicher Größe erschienen sein und ihm in lateinischer Sprache verboten haben soll, seine Eroberungen weiter fortzusetzen, um daraus die Wahrscheinlichkeit abzuleiten, daß derselbe an Täuschungen des Gesichts- und des Gehörsinnes gelitten habe. Er war hochbeliebt und berühmt wegen seiner Tapferkeit und Trefflichkeit im Felde. Noch nicht dreißig Jahre alt fand er seinen Tod durch einen Sturz vom Pferde.

Julia.

An Julia, seiner Tochter von seiner ersten Gattin Scribonia, sollte Augustus die ersten Früchte der Entartung seiner Familie zu kosten bekommen. Während er selbst zur Befriedigung seiner Lüste kalten Herzens die Keuschheit freigeborener Jungfrauen mit allen Mitteln der Einschüchterung und Gewalt vernichtete und die Ehre der Ehefrauen römischer Bürger in den Staub trat, kam es ihm nie in den Sinn, daß die Damen seines eigenen Hauses etwas anderes sein könnten, als strenge Matronen, wie seine Schwester Octavia, seine Nichte Antonia, oder die hochmütige Livia, die sich vor ihm allein beugte; und als er schließlich den ganzen Umfang der schamlosen Üppigkeit seiner leiblichen Tochter erfuhr, war sein Schreck und Grimm nicht geringer, als hätte Drusus seine Legionen an die Vindelicier ausgeliefert. Er wollte sie anfangs hinrichten lassen, verbannte sie jedoch später auf eine Insel, wo sie fünf Jahre lang in

strengem Gewahrsam gehalten wurde; nie mehr wollte er sie sehen, und in seinem letzten Willen verbot er, ihre Asche in seinem Familiengrabmal beizusetzen.

Jakobys Bemerkungen über Julia verdienen Beachtung. War sie eine Frau von starken Leidenschaften, wie ein Novellist sagen würde? Starke Leidenschaften machen in den Romanen gar oft den Hauptreiz der Helden und Heldinnen aus; allein die Romandichter sind höchst oberflächliche Beobachter. Lediglich aus ihrer Phantasie heraus haben sie eine Psychologie geschaffen, welche mit der wahren Wissenschaft dieses Namens nichts gemein hat. Sie stellen Charaktere von der Art wie Julia als starke energische Naturen dar, während die oberflächlichste Beobachtung, die einfachste Zergliederung das Gegenteil zeigt. Da waren die Römer weit bessere Psychologen. Starke, heftige und unwiderstehliche Leidenschaften bezeichnen sie mit impotentia, indem sie keine Kraft, sondern vielmehr sittliche Schwäche darin erblickten, wenn jemand nicht im stande, unfähig (impotens) war, seinen Leidenschaften oder Begierden zu widerstehen.

Die Tochter des Herrn der Welt, Julia, die erste Cäsarentochter, stürzte sich, trunken vor Uebermut, so lange aus einer Ausschweifung in die andere, bis sie zuletzt die Fähigkeit zur Selbstbeherrschung gänzlich verlor. Der Trank, den der kaltherzige, vorsichtige Usurpator gekostet hatte, ohne davon berauscht zu werden, war für seine Tochter zu stark. Von den Söhnen, die sie dem Agrippa gebar, starben zwei in zartem Alter, der dritte, Agrippa Postumus, war schwachsinnig; dies war aber, wie oben erwähnt, bei Augustus' Schwesterenkel, dem Kaiser Claudius, ebenso der Fall. Mithin trat bereits in der zweiten Generation seit Augustus in zwei verschiedenen Zweigen der Familie Geistesschwäche auf. Julias Tochter Agrippina heiratete den Germanicus und vereinigte so diese beiden Zweige.

Tiberius.

Mit Tiberius beginnt die lange Reihe jener Kaiser, deren Regierung nichts war, als Mißbrauch der ungeheuren Macht, welche in den Händen des Befehlshabers der Legionen ruhte, die die ganze gebildete Welt bezwungen hatten. Vellejus Paterculus, der denselben genau kannte, ehe er durch seine Grausamkeiten die Menschheit mit Ekel erfüllt hatte, der aber vom Verdacht der Schmeichelei nicht ganz rein ist, spendet ihm warmes Lob für verschiedene gute Eigenschaften, insbesondere für seine Mäßigung und Anhänglichkeit (pietas). Tacitus dagegen, der seine Werke erst verfaßte, nachdem des Kaisers Name bereits zum Gegenstand des Hasses geworden war, setzt seine ganze unvergleichliche Kunst der Charakterzeichnung daran, um sich das traurige Vergnügen zu verschaffen, die schändlichsten Verbrechen des finstern Tyrannen in das volle Licht der Geschichte zu rücken. Das Bild, das Suetonius mit seinem gewohnten Streben nach realistischer Wirkung von ihm entwirft, ist fast ebenso düster. Tacitus will dem entsittlichenden Einfluß einer entarteten Zeit und einer unbeschränkten Macht dabei nur einen geringen Einfluß zugestehen. Tiberius wird geschildert als ein von Natur herzloser, grausamer und leidenschaftlicher, jedoch dabei mit großer Selbstbeherrschung begabter und dermaßen der Heuchelei ergebener Mensch, daß er selbst dann lieber im Geheimen vorging, wenn er seine Zwecke durch offene Mittel leichter zu erreichen im stande gewesen wäre. Alles dem Wohlwollen seiner herrischen, staatsklugen Mutter Livia verdankend, wuchs er in einer gedrückten Stellung und ohne irgend welche begründeten Ansprüche auf die Erlangung der Herrschergewalt auf. Er galt allgemein im Privatleben für liebenswürdig und hatte sich unter dem wachsamen Auge seines Stiefvaters Augustus im Felde berühmt gemacht und nicht minder in der Verwaltung brauchbar und als bedeutender Redner gezeigt. Augustus, der

sich der Livia gegenüber über sein sauertöpfisches Wesen beklagte, wußte offenbar seine Fähigkeiten zu schätzen. Vermutlich um ihm Gelegenheit zum Vorrücken zu schaffen, oder auch um einen so fähigen Staatsmann an die julische Dynastie zu fesseln, bestimmte man ihn bei Agrippas Tode zum dritten Gatten der Julia. Um dieses Weib, dessen schändliches Treiben bereits niemand mehr ein Geheimnis war, heiraten zu können, mußte er seine zärtlich geliebte Gattin Vipsania beseitigen.

Angewidert durch das Leben, welches Julia führte und voll Furcht und Eifersucht auf des Kaisers Enkelsöhne blickend, verschaffte er sich von diesem die nur sehr ungern erteilte Erlaubnis, sich in ein freiwilliges Exil nach Rhodos zu begeben, woselbst er sieben Jahre verlebte, nach Suetonius Versicherung in philosophischer Zurückgezogenheit, wenn wir dagegen Tacitus glauben dürfen, in heimlichen Ausschweifungen und versteckter Grausamkeit und über Racheplänen brütend. Einer der Erben des Augustus nach dem andern wurde von einem vorzeitigen Tode weggerafft: Marcellus, Octaviens Sohn; Cajus und Lucius Cäsar, die Söhne des Agrippa und der Julia; ebenso Livias Sohn, Drusus Claudius Nero, des Tiberius jüngerer Bruder.

Livias Einfluß brachte es bei Augustus dahin, daß er den Tiberius dem Germanicus, des Drusus Sohn, vorzog, und so wurde der Erstere mit 56 Jahren Erbe der kaiserlichen Macht, die er durch seine eigene finstere und verschlagene Staatskunst noch vergrößerte. Als Sohn der Livia aus deren erster Ehe mit Tiberius Nero stammte er von väterlicher und mütterlicher Seite aus dem alten Patriziergeschlecht der Claudier her, das für seine Gaben ebenso bekannt war als für seine Absonderlichkeiten, und das, wie Suetonius sagt, dem Staate gleich viel gute und schlimme Dienste erwiesen. Während der ersten neun Jahre war des Tiberius Regierung eine Wohlthat für die römische Welt. Der verderbenbringende Einfluß der unumschränkten Macht entfaltete seine Wirkung bei einer so

überlegten und vorsichtigen Natur nur langsam. Nach Tacitus Versicherung wäre es der im fünfzehnten Jahr seiner Regierung erfolgte Tod seiner Mutter gewesen, der ihn vollends von den letzten Schranken befreite, die er sich bis dahin noch etwa gezogen hatte. Mit diesem Zeitpunkt ungefähr begann eine wütende, tolle Tyrannei, wie die Welt sie in gleichem Maße noch nie gesehen hatte. Ein abgelebter Lüstling, suchte er durch alle möglichen Kunstgriffe die Leidenschaften der Jugend wieder zu beleben. Man hat der Geschichtschreibung die treue Genauigkeit zum Vorwurf gemacht, mit der dieselbe die abscheulichen Ausschweifungen der ersten Cäsaren aufgezeichnet hat, allein es ist in der That nicht ohne Interesse, sich damit zu beschäftigen. Wo sonst finden wir solche Versuche, die äußersten Grenzen des Möglichen in menschlicher Verdorbenheit zu erreichen? Wo sonst eine so weitreichende und unwiderstehliche Macht über den ganzen zivilisierten Erdkreis, solch schamlose Leidenschaften, eine solche Verachtung für die Meinung der Welt, so wenig Furcht vor einer Vergeltung nach dem Tode? Wenn solche Menschen wie die Cäsaren vergöttert wurden und zwar teilweise noch bei Lebzeiten, so mußte es scheinen, als mache sich sogar die Religion zum Verbündeten einer alles unterdrückenden Gewalt, die sich von jedem Erbarmen, von jeder Regung des Gewissens losgesagt hatte. Die Frage zu erörtern, ob Tiberius in seinen späteren Jahren ein Wahnsinniger oder nichts weiter als ein abscheulicher Bösewicht gewesen, wäre Zeitverschwendung. Der Wahnsinn tritt in manchen Fällen eben lediglich in Gestalt eines Uebermaßes von Verworfenheit auf. Nach dem Dichterwort: „Das eben ist der Fluch der bösen That, daß sie fortzeugend Böses muß gebären," ist der Mensch, der sich einmal auf den abschüssigen Weg des Lasters und Verbrechens begeben, bald nicht mehr Herr seines Thuns, so daß er als willenloser Sklave der finstern Mächte, die er entfesselt, Schritt für Schritt unaufhaltsam dem Abgrund zutaumelt.

Tacitus führt von Tiberius einige Beispiele eines Menschenhasses an, die sicherlich ganz den Stempel des Wahnsinns an sich tragen. Er sagt in Buch V. seiner Annalen: „Auf seinem einsamen Eiland verübte er, wie man sich erzählt, im Kleinen Mordthaten ohne Gewissensbisse und ohne alle Umstände. So hatte er jemand, den er im Verdacht der Teilnahme an der Ermordung seines Sohnes Drusus hatte, zu sich auf die Insel Capreä befohlen, zufällig aber auf dieselbe Zeit einen Freund aus Rhodos zum Besuch eingeladen. Der letztere traf zuerst ein und hatte kaum seinen Fuß auf den Strand gesetzt, als er von den Wachen ergriffen und als Verbrecher auf die Folter gespannt wurde. Als Tiberius von dem Mißverständnis Kunde erhielt, machte dies keinerlei Eindruck weiter auf ihn, als daß er mit ruhiger Miene sagte: „Da ihr nun einmal mit ihm angefangen habt, so mögt ihr auch vollends fertig machen, damit seine Qual ein Ende hat."

Suetonius erzählt uns, man habe auf Capreä noch den Platz gezeigt, wo er die zum Tode Verurteilten nach langen ausgesuchten Martern vor seinen Augen ins Meer werfen ließ. Eine Anzahl Seeleute stand dabei bereit mit Stangen und Rudern, um ihnen den Garaus zu machen. Trotz dem Schrecken, den er um sich verbreitete, mußte er sich manchmal bittere Wahrheiten sagen lassen. Vor ihrem Tode senkten ihm seine Opfer nicht selten den Stachel ihrer Vorwürfe ins Herz, und im Theater wurden Schmähschriften unter den Zuschauern verbreitet. Der Partherkönig Artabanus richtete einen Brief an ihn, der ihm alle seine Verbrechen vorhielt. Tacitus wie Suetonius berichten übereinstimmend, daß er eine Beute des Lebensüberdrusses und der Gewissensqualen geworden sei. Auf die Religion hielt Tiberius nicht viel, vielmehr war er der Astrologie ergeben und hing der Ueberzeugung an, daß alles unter der Herrschaft eines unabänderlichen Geschickes stehe. Mit dem Tode meinte er, sei alles zu Ende, und darauf berief er sich auch, um die Qualen seiner Opfer zu verlängern.

Caligula.

Doch es sollte noch ein scheußlicheres Ungeheuer auftreten, um vom höchsten Herrschersitze aus alle Tollheiten und Gräuel eines gestörten Geistes vor den Augen der Welt aufzuführen. Jede Seite von Suetonius enthält die Beweise für Caligulas Verrücktheit. Ein Sohn des Germanicus und der Agrippina, der vermutliche Urenkel des Augustus sowohl durch Drusus als durch Julia, wurde er mit 25 Jahren Kaiser.

Er wird beschrieben als hochgewachsen, blaß, stark gebaut, mit langem Hals und dünnen Beinen. Wie Suetonius uns ausdrücklich berichtet, stellte er vor dem Spiegel Versuche an, wie er seine von Natur abstoßende Erscheinung noch schreckhafter zu machen vermöge. „Er war krank," sagt der genannte Geschichtschreiber,*) „an Körper und Geist. Schon als Knabe litt er an Epilepsie, und im Mannesalter konnte er zwar Strapazen ertragen, hatte jedoch öfters Schwächeanfälle, so daß er kaum im stande war, sich zu rühren, zu stehen oder sich zu sammeln. Er war sich seiner Geistesschwäche selbst wohl bewußt und beschäftigte sich mit dem Gedanken, sich zurückzuziehen, um wieder klar im Kopf zu werden. Man glaubte, er habe von seiner Gattin Cäsonia einen Liebestrank bekommen, der seinen Geist zerrüttet habe. Er war arg von Schlaflosigkeit geplagt, nicht länger als drei Stunden vermochte er zu ruhen, und selbst während dieser Zeit war sein Schlaf unterbrochen und gestört von seltsamen Erscheinungen; so hatte er unter anderen die Vorstellung, der Ozean komme zu ihm und spreche mit ihm; er saß deshalb einen großen Teil der Nacht am Tische, oder durchmaß die langen Gänge seines Palastes und sehnte den Anbruch des Tages herbei. In dieser Geistesschwäche wurzelten

*) „Caius Caligula", Cap. XL.

offenbar zwei üble Eigenschaften entgegengesetzter Art: — sein allzugroßes Vertrauen und seine übermäßige Ängstlichkeit."

Er redete gerne öffentlich und besaß eine ziemliche Beredsamkeit besonders für Schmähungen. — Als er einst das Opfer an den Altar führte und das Beil erhob, hieb er in einem Anfall von plötzlicher Tobsucht damit den Mann nieder, der das Opfermesser trug. Ein ander Mal, während er inmitten der beiden Konsuln bei einem Gastmahl lag, brach er in lautes Lachen aus. Auf ihre bescheidene Frage, was ihn so belustige, versetzte er: „Mit einer einzigen Schleife könnte ich euch beide erwürgen." Gerade so brüstete sich Nero einmal mit den Ungeheuerlichkeiten, die er angestellt hatte, indem er meinte, kein Fürst vor ihm habe noch den vollen Umfang seiner Macht gekannt. Dies ist die natürliche Wirkung dieser letzteren auf einen schwachen Geist. Wie ein Kind, das eine Hacke in der Hand hat, mit derselben auf alles ringsum hineinschlagen muß, ist er nicht zufrieden damit, die Macht zu besitzen, nein, er muß sie auch ausüben. Er sucht stets nach einer Gelegenheit, seine Macht zu zeigen, und würde eher Widerstand hervorrufen, als von thörichten Machtübungen abstehen. Gestattet man ihm jetzt, seine Macht im vollsten Umfang zu bethätigen, so sucht er demnächst noch darüber hinauszugehen, und wirft seinen Haß auf jedermann, der ihm eine Schranke auferlegen will.

Die Grausamkeiten und Ausschweifungen, welche die Jahre von Caligulas Regierung ausfüllten, sind aus der gewöhnlichen Geschichte Roms hinlänglich bekannt.

Die folgende Figur stellt uns eine schwächere Erscheinung geistiger Krankheit vor Augen.

Claudius.

Daß dieser Mann, ein Sohn des Drusus und ein Bruder des Germanicus, den die Legionssoldaten zum Kaiser machten, nur damit die Republik nicht wieder aufgerichtet werde, schwachsinnig sei, wurde nie in Zweifel gezogen. Seine Mutter Antonia sagte von ihm, die Natur habe ihn nur halb fertig gemacht, und Suetonius hat uns einen Brief des Augustus an Livia aufbewahrt, der sich mit der Frage beschäftigt, wie es sich machen ließe, diesem ihrem Enkel gewisse Ehrenstellen zu übertragen, ohne daß er sich dabei lächerlich mache.

Derselbe Geschichtschreiber*) berichtet uns, daß er hoch und gut gewachsen gewesen sei, so daß er sowohl im Stehen als im Sitzen, besonders aber bei ruhiger Haltung, eine imponierende Erscheinung geboten habe.

Sein Gang war unstät infolge schwacher Kniee, sein Lachen von absonderlichem Klang; im Zorn fletschte er die Zähne und bekam Schaum vor den Mund. Er stotterte, und zitterte bei allem, was er that, mit dem Kopfe, — Symptome einer Nervenstörung, wie sie bei Schwachsinnigen nicht selten vorkommen.

Claudius war ängstlich und leichtgläubig, erlangte jedoch unter der Anleitung eines strengen Lehrers Fertigkeit im Deklamieren sowie tüchtige Kenntnisse im Griechischen, und verfaßte ein längeres historisches Werk. Obwohl es ihm sonst an Selbstvertrauen erheblich fehlte, hatte Claudius doch selbst keine Vorstellung davon, daß es ihm an Urteilskraft gebreche; und, wie dies bei Geisteskranken hie und da vorkommt, war seine

---

*) Suetonius, Claudius CXXX. — Juvenal spricht von seinem „wackelnden Kopf und geifernden Mund.“ —

„Ille senis tremulumque caput descendere jussit
In coelum et longa manantia labra saliva.“

Satira VI, 1. 622.

Einfältigkeit manchmal mit einer gewissen Schlauheit verbunden. Er verhandelte leidenschaftlich gern Prozesse, und war dabei stets sehr geneigt, sein Urteil zu Gunsten der erschienenen Partei abzugeben, ohne sich darum zu kümmern, warum die andere nicht erschienen sei. Bei einer Gelegenheit gab er schriftlich seine Ansicht dahin ab, „er stimme zu Gunsten derjenigen, welche die Wahrheit gesprochen hätten." Die Advokaten fußten auf seine Einfältigkeit — wenn er sich aus dem Gerichtssaal entfernen wollte, so riefen sie ihn oft zurück und hielten ihn sogar oft fest.

In seiner Enttäuschung über den Ausgang seines Prozesses nannte ihn einst jemand ins Gesicht einen alten Narren; ein anderer, der ungerecht verurteilt wurde, warf eine Schreibfeder und Bücher nach ihm. Eines Tags drangen während der Gerichtsverhandlungen die Düfte von einem Gastmahl, das im Marstempel zugerichtet wurde, in seine Nase, worauf er aus dem Gerichtssaal weglief und sich mit den Priestern zum Opferschmaus setzte. Seine wenigen Geistesfähigkeiten erstickten in seiner Neigung zum Trunke.

Eine Laune des Heeres machte ihn mit fünfzig Jahren zum Kaiser. Man sagt ihm nach, er sei von Natur grausam gewesen, besser beglaubigt ist, daß er schon früh durch die Gladiatorenspiele Geschmack am Blutvergießen bekam und ein Vergnügen darin fand, die Gesichtszüge der Sterbenden zu beobachten. In Tibur verfiel er einmal auf den Wunsch, einige Verbrecher in der früher üblich gewesenen Weise hinrichten zu sehen, und wartete bis in die Nacht hinein auf die Ankunft des Henkers, den man von Rom zu diesem Zweck hatte holen lassen.

Nach des Suetonius Versicherung konnte man den Claudius zu allem bringen, wenn man auf seine Furchtsamkeit zu wirken verstand. Einmal brachte in einem Prozesse der Eine vor dem Kaiser vor, er habe ihn im Traum von jemand umbringen sehen. Kurz darauf erschien sein Gegner, und nun

behauptete der erstere, in diesem den Mörder zu erkennen, worauf der schwache Kaiser denselben sogleich hinrichten ließ. Messalina und Narcissus sollen behufs Vernichtung des Appius Silanus einen ähnlichen Kunstgriff angewendet haben. Nachdem sie ihre Verabredung getroffen hatten, stürzte Narcissus vor Tagesanbruch in des Kaisers Schlafgemach und sagte ihm, er habe im Traume gesehen, wie Appius einen Mordversuch auf ihn gemacht habe; Messalina stellte sich ganz überrascht und erklärte, sie habe jetzt schon mehrere Nächte ganz dasselbe geträumt. Nicht lange nachher wurde gemeldet, daß Appius erschienen sei, denn die beiden hatten ihm am Tag vorher sagen lassen, er solle kommen. Nun zweifelte Claudius nicht mehr, daß der Traum auf Wahrheit beruhe und ließ ihn augenblicklich hinrichten. Am nächsten Tag erstattete Claudius im Senat Bericht über den Vorfall und sprach dem Freigelassenen seinen Dank dafür aus, daß er sogar im Schlaf über seine Sicherheit gewacht habe.

Messalina.

Bei Claudius konnte es sich nur fragen, ob seine Freigelassenen oder seine Weiber über ihn herrschen würden.*) Da er den entarteten Geschmack der anderen Cäsaren nicht teilte, so blieb der Sieg meist den Weibern.

Hier erhebt sich naturgemäß die Frage, welches die Wirkungen der unumschränkten Herrschaft auf den Charakter der beiden Kaiserinnen waren, die nacheinander die Macht thatsächlich ausübten, deren Namen der schwachsinnige Claudius trug. In der Keuschheit beruht die Ehre bei der Frau, wie beim Manne

---

*) „His ut dixi, uxoribusque addictus, non principem sed ministrum egit.“ Suetonius, Claudius, c. XXIX.

im Mute. Man könnte nun denken, die Gattin eines Kaisers werde alles daransetzen, um ihren Einfluß durch unbedingte Treue aufrecht zu erhalten, sie werde sich bestreben, wenigstens in einem Punkte den allgemein von ihr gehegten Erwartungen zu entsprechen und sich scheuen, ihren guten Namen bei ihrem eigenen Geschlecht aufs Spiel zu setzen; allein die Ausschweifungen, denen sich Messalina hingab, waren derartige, daß — die Richtigkeit dessen, was Juvenal und andere darüber erzählen, vorausgesetzt — dieselben kaum von den sinnlichsten Männern jener verdorbenen Zeit überboten werden konnten. Der Unwille ihres blödsinnigen Gatten regte sich erst, als sie offen ihre Vermählung mit einem ihrer Liebhaber feierte. Nach ihrem tragischen Lebensende entschieden Claudius, oder vielmehr dessen Freigelassene, daß er keine Frau mehr nehmen solle; allein die Stellung einer Gemahlin des Kaisers war ein zu lockendes Ziel für den weiblichen Ehrgeiz. Die nächste, welche zu derselben gelangen sollte, war

Agrippina.

Dieses Weib hatte mit 13 Jahren den Domitius Ahenobarbus geheiratet und wurde 9 Jahre darauf Mutter des Nero. Sie beteiligte sich an den Orgien ihres Bruders Caligula, der auch die lange Liste ihrer Liebhaber zierte. Sie wurde der Vergiftung ihres zweiten Gatten, Crispus Passienus, beschuldigt; nach dem Tode der Messalina machte sie sich ihre Vorrechte als Nichte zu nutze, um des schwachsinnigen Claudius Begierden zu erregen, den sie denn auch heiratete, um so über die Welt zu gebieten. Rasch wußte sie alle ihre Nebenbuhlerinnen um die Gunst des Claudius aus dem Wege zu räumen. Um sich zu vergewissern, daß eine derselben, Lollia, wirklich hingerichtet worden, ließ sie sich deren Kopf schicken, worauf sie den Mund

mit ihren eigenen Fingern aufmachte, und sich an einer Eigentümlichkeit der Zähne von der Identität der Gemordeten überzeugte. Sie ließ sich ausdrücklich die Würde einer Augusta zuerkennen und empfing neben ihrem Gatten auf dem Throne sitzend fremde Gesandtschaften.

Aus schnöder Gier nach Gold verschacherte Agrippina Stellen und Macht und ließ Reiche umbringen, um Hand an ihr Vermögen legen zu können. Ihren einfältigen Gatten brachte sie dahin, daß er ihren Sohn Nero an Stelle eines eigenen Sohnes von Messalina (des Britannicus), zu seinem Nachfolger erklärte. Als Claudius doch einige Spuren von Widerspenstigkeit zeigte, vergifteten die beiden miteinander den alten Schwachkopf und ließen ihn dann unter die Götter versetzen. Britannicus, der an Epilepsie litt, wurde später von Nero vergiftet.

Daß Frauen eine unsichere Macht von beschränkter Dauer in Händen hatten, ist nicht selten vorgekommen, dagegen kennen wir nicht viele Beispiele unangefochtener und unbeschränkter Herrschaft von seiten einer Frau. So verschieden die Charaktere dieser Herrscherinnen im Übrigen waren, so darf man doch behaupten, daß sie sich durchweg gegenüber dem Anreiz zu sinnlichen Ausschweifungen nicht stärker bewiesen haben, als ihre männlichen Vorgänger und Nachfolger auf dem Throne. Wenn wir die alten Skandalgeschichten vom Hofe der Semiramis ganz beiseite lassen, so zeigen das ausschweifende Leben der Katharina I. nach Peters des Großen Tode und der Zarinnen Elisabeth und Katharina II. zur Genüge, daß unter den Verlockungen einer schrankenlosen Macht die Frau ganz denselben Verirrungen anheimfällt, wie der Mann. Nur seine Unbekanntschaft mit den Beobachtungen und Errungenschaften moderner Psychologie war es, die den großen römischen Geschichtschreiber an der Wahrnehmung der erblichen Neurose verhinderte, welche die julische Familie verfolgte bis zu ihrem Erlöschen mit

Nero,

der von väterlicher*) wie von mütterlicher Seite aus einem Geschlechte stammte, welches mit dem Fluch des Irrsinns und der Epilepsie behaftet und unter dem entsittlichenden Einfluß langjährigen Besitzes der Macht von Sinnlichkeit und Grausamkeit befleckt war. Von Domitius Ahenobarbus sagte man, wäre er nicht Neros Vater gewesen, so würde er der schlechteste Mensch seiner Zeit gewesen sein. Nach Suetonius Bericht hätte derselbe, als man ihm zu Neros Geburt Glück wünschte, geäußert: „Von Agrippina und mir kann nur ein Scheusal kommen, das der Welt zur Geißel wird.“

Wahrscheinlich hatte Domitius, der offenbar ein scharfer Beobachter und Denker war, dabei an seine eigenen Vorfahren und die seiner Frau gedacht. Hatte man doch von seinem Großvater Cajus Domitius einst gesagt, es sei kein Wunder, daß sein Bart kupferfarben sei, da er einen Mund von Eisen und ein Herz von Blei habe. Er hatte vermutlich die zweite Philippika Ciceros gegen Marcus Antonius gelesen und war in der Lebensgeschichte der Julia bewandert. Angesichts eines solchen Stammbaums ließ sich von Nero erwarten, daß er es seinem Vater noch zuvorthun werde. Nichtsdestoweniger gehörten nach Trajans Zeugnis die ersten Jahre seiner Regierung unter die besten, die man je von einem Kaiser erlebt hatte. Vier Jahre unumschränkter Macht zusammen mit der niedrigen Kriecherei der Kuppler und Schmeichler gehörten dazu, um den

*) Neros Vater, Cnejus Domitius Ahenobarbus, war der Enkel der Octavia, der Schwester des Augustus, durch deren Tochter, die ältere Antonia. Agrippina, Neros Mutter, war die Tochter von Germanicus (Drusus Sohn) durch die jüngere Antonia. Agrippina war Caligulas Schwester.

guten Einfluß seiner Erzieher Seneca und Burrhus zu nichte zu machen und die Glut von Grausamkeit, wilder Laune und Sinnlichkeit zur Flamme anzufachen, die seinem Namen eine so schauerliche Berühmtheit verschafft haben. Von seiner Gattin Poppäa hatte Nero eine Tochter, die aber mit vier Monaten bereits starb. Dieselbe wurde durch Senatsbeschluß zur Göttin erhoben. Man hat Münzen gefunden mit der Aufschrift: „Diva Claudia, Neronis Filia.“ Mit Nero erlosch die Dynastie der Cäsaren. Nur wenige Seitenäste der Augustischen Familie, in weiblicher Linie, waren noch vorhanden; Nero hatte selbst nach Kräften zur Ausrottung der Familie beigetragen, indem er neun Abkömmlinge des Augustus umbringen ließ. Wenn man diejenigen hinzurechnet, welche durch Tiberius, Caligula Claudius und seine Frauen, sowie durch Sejanus und Chärea aus dem Leben geschafft wurden, so ergibt sich, daß vierundzwanzig Angehörige dieses Hauses, darunter eilf weibliche, eines gewaltsamen Todes gestorben sind.

Nun ging die römische Weltherrschaft an die flavische Familie über, welche mit Domitian aufhörte, einem Tyrannen und Schwelger, der Caligula, Nero und Vitellius völlig zur Seite gestellt zu werden verdient.

Die merkwürdige Aufeinanderfolge guter Kaiser, die nach den Flaviern etwa 80 Jahre lang die römische Welt beherrschten, könnte die Meinung hervorrufen, als sei dadurch der Vorwurf von der Menschheit genommen, daß kein Sterblicher den Zaubertrank unumschränkter Macht zu kosten vermöge, ohne davon berauscht zu werden. Dieses goldene Zeitalter begann mit Nerva und endete mit Marcus Aurelius, dem besten von allen. Mit ihm saß ein wirklicher Weiser auf dem Throne; dank ihm genoß die Welt das kurze Glück, einen Herrscher zu haben, der zugleich der beste und größte Mann seiner Zeit war.*) Allein

*) s. Rénan, „Marc Aurèle.“

der Absprung zwischen Vater und Sohn, zwischen Marcus Aurelius und Commodus, war ein so furchtbarer, daß man dem Kaiser selbst den Vorwurf nicht ersparen kann, er habe sich durch die Vaterliebe gegen die Fehler des jungen Wüterichs verblenden lassen und hätte demselben irgend eine anderweite seinen Neigungen angemessene Stellung zuweisen sollen. Man darf sich nicht wundern, daß man, wenn man des Marcus Aurelius Sohn unglückliche Gefangene in der Arena niedermetzeln sah, an den leichtsinnigen Ruf dachte, in dem seine Mutter Faustina stand und dem Gerücht Gehör schenkte, wonach er eher von einem Gladiator als von dem weisen Kaiser herstammen sollte. Nach Rénans Versicherung bezeugen jedoch alle vorhandenen Denkmäler die Ähnlichkeit der beiden, was ganz mit der Bemerkung Frontos, eines Freundes von Marcus Aurelius, stimmt, daß dessen beide Zwillingssöhne, Commodus und Antoninus, ihrem Vater auffallend ähnlich gesehen haben.

Commodus.

Dieser war, wie Gibbon bemerkt, der erste „Porphyrogenitus“, der erste, der geboren wurde, nachdem sein Vater bereits den Thron bestiegen hatte. Er erhielt eine sorgfältige Erziehung. Wir kennen noch die Namen der Lehrer der Philosophie, deren Vorträge er hören mußte, wobei er wie ein junger Löwe den Rachen aufriß und sein furchtbares Gebiß fletschte. Offenbar hatten alle die Grundsätze, die er zu hören bekam, lediglich den Erfolg, einen gewissen Widerwillen in ihm hervorzurufen, vermöge dessen er gerade das Gegenteil von dem that, was man ihm einschärfte. Seit seiner frühesten Knabenzeit, berichtet Lampridius,*)

*) „Historiae Augustae,“ Biponti 1767, Commodus Antonius, c. I. und IX.

war er gemein, grausam und wollüstig, unnatürlichen Begierden ergeben und ein Verderber seiner Gespielen. Mit zwölf Jahren wollte er einen Sklaven, der das Bad überheizt hatte, in den Ofen werfen lassen. Dagegen behauptet Xiphilinus, er sei von Natur nicht bösartig, jedoch einfältig und leicht zu verführen gewesen. Er begleitete seinen Vater in dem Feldzug gegen die Quaden und die Marcomannen, und das Blutbad, das unter diesen Barbaren jenseits der Donau angerichtet wurde, erweckte sicherlich schon frühe in ihm die Blutgier. War er auch nicht im stande, die Grundsätze der stoischen Philosophie in sich aufzunehmen, so lernte er dagegen Bogen und Wurfspieß mit überraschender Fertigkeit handhaben. Nachdem er mit 15 Jahren zum Mitregenten ernannt worden war, gelangte er als neunzehnjährig auf den Kaiserthron, worauf er sofort aus dem Felde nach Rom zurückkehrte. Zwei oder drei Jahre lang scheint er noch die Ratgeber seines Vaters geduldet zu haben, um wenigstens den Schein einer anständigen Regierung zu wahren. Er selbst war zur Ausübung der gewaltigen Macht, die sich in dem Herrscher des römischen Weltreichs vereinigte, gänzlich unfähig; nicht einmal seinen Namen mochte er unterzeichnen. Viele seiner Briefe enthalten nichts als das eine Wort Vale. Als er sich mehr und mehr der Wollust und Grausamkeit hingab, überließ er die Regierung ganz seinen Vergnügungsräten Perennis beziehungsweise Cleander, völlig zufrieden, wenn er nur mit Leib, Vermögen und Leben der Menschen nach Gefallen schalten durfte. Während seine Günstlinge die verworfensten Gesellen in die Provinzen schickten und Menschenleben um schnödes Geld verkauften, hielt er sich dreihundert Concubinen und ebenso viele Knaben. Diesen seinen Harem teilte er mit seinen Günstlingen. Dabei war er ein Fresser und Säufer. Sieben oder achtmal badete er jeden Tag und aß im Bade. So wenig scheute er das Gericht der Geschichte, das Tacitus an Tiberius so strenge geübt hatte, daß

er seine schmachvollsten Handlungen in den Staatsurkunden aufzeichnen ließ.*)

Wie er in der Arena auftrat, wilde Tiere zusammenschoß und Gefangene oder Gladiatoren, denen wenig genug an ihrem Leben lag, niedermetzelte, ist zu bekannt, als daß es besonderer Erwähnung bedürfte. 735mal, sagte man, sei er bei den Fechterspielen aufgetreten. Die Genossen seiner Orgien fielen oft seinem tollen Blutdurst zum Opfer, und es soll eine Liebhaberei von ihm gewesen sein, einem Menschen zur Ader zu lassen. Seine Regierungshandlungen waren einfach verrückte Streiche. So nahm er bald den Namen Herkules an, bald fand er ein Vergnügen darin, sich die Namen berühmter Fechter beizulegen. Er verlangte, daß die Bezeichnungen der Monate verändert werden, und daß Rom Colonia Commodiana heißen solle.

Ein solcher Mensch war des Marcus Aurelius Sohn. Er war ganz einfach ein Mann von geringeren Geisteskräften, sanguinischem Temperament und gewaltigem Körperbau mit starken sinnlichen Leidenschaften und bestialischer Mordlust, dessen Begierden durch unbeschränkte Befriedigung und fortwährende neue Reizung sich zuletzt bis zum Wahnsinn steigerten.

Man ist gewohnt, den Niedergang des römischen Reiches von seiner Regierung herzuleiten, allein ein Staat, der eine sinnlose Bestie, wie er, dreizehn Jahre lang an seiner Spitze dulden konnte, war bereits dem Untergang geweiht. Wie diese tollen Tyrannen meist, fiel auch er einer Verschwörung zum Opfer; und ganz wie gewöhnlich ließ das Volk, so sehr es sich der That freute, die Mörder, seine Befreier, auf dem Blutgerüste sterben.

---

*) „Habuit praeterea morem, ut omnia quae turpiter, quae impure, quae crudeliter, quae gladiatorie, quae lenonice faceret, actis urbis indi juberet.“ — Lampridius XV.

Heliogabalus.

Eine tiefere Erniedrigung sollte noch über die römische Welt kommen durch ihre Unterwerfung unter einen vierzehnjährigen Knaben, der, unfähig zur Regierung, Roms ungeheure Macht und Schätze nur zur Befriedigung seiner wahnwitzigen Sinnlichkeit verwandte.

„Man mag immerhin annehmen," schreibt Gibbon, „daß die Phantasie Elagabals Laster und Tollheiten mit ihren Zuthaten ausgeschmückt und die Entrüstung dieselben allzu schwarz gemalt habe. Allein wenn wir uns ausschließlich auf die öffentlichen Vorgänge beschränken, welche sich vor den Augen des römischen Volkes abspielten, und von ernsten zeitgenössischen Geschichtsschreibern bestätigt sind, so übersteigen diese an unbeschreiblicher Verworfenheit alles, was je zu andern Zeiten oder in einem andern Lande erlebt worden ist. Die Ausschweifungen eines orientalischen Herrschers verbergen sich vor neugierigen Blicken hinter den unübersteiglichen Mauern seines Palastes. An den Höfen der heutigen zivilisierten Welt hat vermöge des Gefühls für Ehre und Ritterlichkeit eine Verfeinerung im Sinnengenusse, Rücksichtnahme auf die Gebote der Schicklichkeit und Achtung vor der öffentlichen Meinung Eingang gefunden; die verdorbenen und üppigen vornehmen Römer dagegen fröhnten allen Lastern, die aus dem gewaltigen Zusammenfluß aller Völker und Sitten emporwucherten, ohne Scheu. Sicher vor jeder Strafe, unbekümmert um jeden Tadel, bewegten sie sich ohne Schranken in der geduldigen und niedrigen Gesellschaft ihrer Sklaven und Schmarotzer.

Der Kaiser seinerseits, der seine Unterthanen ohne Unterschied des Rangs mit der gleichen verächtlichen Gleichgiltigkeit betrachtete, nahm für sich das unbegrenzte oberste Vorrecht der Schwelgerei und Üppigkeit in Anspruch.

Die Legionssoldaten hatten den Heliogabalus aus keinem anderen Grunde auf den Kaiserthron gesetzt, als weil er für einen Sohn des Tyrannen Caracalla galt.

Völlig gefaßt auf das Geschick, das ihn erwartete, auf den gewaltsamen Tod, der früher oder später die Orgien der lüderlichen römischen Kaiser endete, überließ er sich ganz dem Strom seiner Leidenschaften, der ihn ins Grab riß. Nach dem Bericht des Lampridius hatte er silberne Stricke hergerichtet, um sich zu erdrosseln, goldene Schwerter, um sich zu erstechen und Gifttränke, die mit wohlriechenden Stoffen versetzt waren; ferner hatte er einen hohen Turm errichten lassen, der innen mit Gemälden, Gold und Edelsteinen geschmückt war, um sich von demselben herabzustürzen; er meinte nämlich, auch sein Tod müsse kostbar sein.

* * *

Die Betrachtung der verderblichen Wirkungen despotischer Macht bei den römischen Kaisern würde an sich ein längeres Verweilen verdienen, wäre nicht dieser Gegenstand durch die größten Geschichtsschreiber des Altertums und der Neuzeit zu einem so allgemein vertrauten geworden. Das folgende Beispiel dagegen, obwohl nicht minder schlagend, dürfte weiteren Leserkreisen wohl nur wenig bekannt sein.

Selbst von den schlimmsten der römischen Kaiser läßt sich sagen, daß ihre Ausschreitungen sich hauptsächlich gegen ihre nächste Umgebung richteten. Ihre Launen durften sich, gleich denen großer Kinder, auf alles ohne Unterschied werfen. In der That waren es ja auch meist noch unvergorene junge Leute, auf die der Besitz unbeschränkter Macht den verderblichsten Einfluß üben mußte. Caligula zählte bei seiner Thronbesteigung erst fünfundzwanzig, Caracalla dreiundzwanzig, Commodus neunzehn,

Nero siebzehn, Heliogabalus vierzehn Jahre, während Domitian allerdings mit dreißig und Maximinus mit zweiundsechzig Jahren zur Regierung gelangte. Der Verfall der Staatsverwaltung unter diesen Tyrannen war hauptsächlich darauf zurückzuführen, daß sie sich nicht um dieselbe kümmerten. Die wirkliche Besorgung der Staatsgeschäfte lag während ihrer kurzen Regierungen nur in der Hand von Unterbeamten, welche wenigstens noch einen Rest der alten Macht Roms zur Geltung brachten.

In dem Kaiser von Delhi, Mohammed Toghlak dagegen tritt uns das Beispiel eines Herrschers entgegen, der darauf bestand, selbst zu regieren, der an der wirklichen Ausübung der Gewalt seine Freude hatte und dessen geistige Störung sich gerade in seinem ruhelosen Haschen nach immer neuen Versuchen in der Ausübung der Regierungsthätigkeit bekundete. Da die Geschichte seines Wahnsinns zugleich die Geschichte Indiens während seiner Regierung darstellt, so werden wir uns hier genötigt sehen, etwas mehr ins Einzelne einzugehen.

II.

Mohammed Toghlak, Sultan von Indien.

Der Stammbaum Mohammed Toghlaks läßt sich nicht weit zurückverfolgen. Nach Ferishta war sein Vater, Gheias-u-din Toghlak, ursprünglich ein türkischer Sklave, der sich vom gemeinen Fußsoldaten zum Statthalter von Debalpur, einer Stadt im Pendschab, aufgeschwungen hatte, und seine Mutter aus dem Stamme der Dschats. Sein Sohn Mohammed, oder wie er später genannt wurde, Juna, war unter der Regierung Khusru Khans Oberaufseher der kaiserlichen Ställe. Eines Tages ritt Juna in Begleitung des Sohnes Kichlu Khans, des Statthalters von Multan, davon und empörte sich in Gemeinschaft mit demselben gegen den Herrscher. Khusru Khan unterlag und floh, während die Häupter der Insurgenten in den königlichen Palast von Delhi einzogen.

Hier sagte Gheias-u-din Toghlak zu Kichlu Khan: „Jetzt mußt du Sultan werden," worauf ihm letzterer antwortete: „Nein du." Nachdem sie eine Zeit lang darüber gestritten, meinte Kichlu Khan: „Wenn du den Thron zurückweisest, so wird dein Sohn denselben besteigen." Auf dies hin trat Toghlak, der letzteres nicht wünschte, die Regierung an. Der gestürzte Herrscher Khusru Khan wurde von Juna in seinem Versteck entdeckt und dem neuen Sultan zugeführt, der ihn hinrichten ließ.

Sein Kopf und Körper wurden von der gleichen Terrasse, von der Khusru Khan das Haupt seines Vorgängers hatte hinabwerfen lassen, hinuntergestürzt, worauf das Reich unter der Herrschaft Gheias-u-din Toghlaks verblieb, der sich den Namen eines gerechten und tüchtigen Fürsten erwarb. Seine Gemahlin, ebenfalls eine tugendhafte Frau, hat sich durch ihre Güte und Mildthätigkeit berühmt gemacht. Beider Sohn, Juna, der schon von Anfang an eine wichtige Rolle gespielt zu haben scheint, wurde zunächst auf militärischen Expeditionen gegen die Hindu-Rajahs von Dekkan verwandt. Nach Ibn Batuta hatte jedoch Gheias-u-din guten Grund, an der Treue seines Sohnes zu zweifeln. Vielleicht von dem Wunsche geleitet, an der Spitze der Armee zu verbleiben, trat der Sultan einen Kriegszug gegen die Bengalen an, während er seinen Sohn als Vizekönig in Delhi zurückließ. Juna kaufte eine große Zahl Sklaven, machte prächtige Geschenke und befragte Priester und Astrologen über seine Zukunft. Als sein Vater mit der Armee zurückkehrte, zog er ihm entgegen, um ihn in einem Pavillon oder großem Holzbau, den er ihm zu Ehren hatte errichten lassen, zu empfangen. Batuta, der diese Geschichte nach den Mitteilungen von Augenzeugen berichtet, erzählt, das Gebäude sei dazu eingerichtet gewesen, daß es einfallen mußte, sobald die Elefanten eine bestimmte Stelle passierten. Auf jeden Fall stürzte der Kiosk plötzlich zusammen und begrub den Sultan samt seinem Lieblingssohn unter seinen Trümmern. Juna befahl Hacken und Schaufeln herbeizuholen und nach seinem Vater zu suchen, jedoch deutete er durch ein Zeichen an, daß keine so große Eile nötig sei, weshalb die Werkzeuge auch erst nach Sonnenuntergang an Ort und Stelle gelangten.

Man fand den Sultan über dem Körper seines Sohnes liegend, und es wird erzählt, er sei noch nicht tot gewesen, habe vielmehr erst vollends getötet werden müssen. Er wurde während der Nacht begraben. Ibn Batuta, der augenscheinlich diese

Erzählung glaubt, berichtet, daß Khwaja Jehan, der Erbauer des Gebäudes, das so geschickt die Erledigung des Thrones herbeiführte, sich eines größeren Einflußes bei dessen Nachfolger erfreut haben soll, als sonst jemand. Jedenfalls hatte Juna, der jetzt (1325) unter dem Namen Mohammed Shah Toghlak den Thron bestieg, an ihm einen nützlichen und treuen Vizir. Bei seiner Thronbesteigung muß Juna mindestens dreißig Jahre alt gewesen sein. Die eingehendste Biographie dieses Monarchen finden wir in den Reisebeschreibungen des Ibn Batuta*) aus Tanger, der seine Wanderungen ungefähr dreißig Jahre nach der Rückkehr eines andern mittelalterlichen Reisenden, Marco Polos nach Italien, antrat. Derselbe besuchte Ägypten, Arabien, Syrien, Kleinasien, Südrußland, Bokhara, Konstantinopel, Persien, Khorassan und Kabul. Im Jahre 1333 kam er nach Indien, in welchem Lande er sich etwa zehn Jahre lang aufhielt. Es war dies in den Tagen Eduards III. und Philipps von Valois, zu der Zeit, als Petrarca und Boccaccio auf der Höhe ihres Ruhmes standen, während Chaucer und Froissart noch in den Kinderschuhen steckten.

Ibn Batuta wurde von Mohammed Toghlak, der ihm viele reiche Geschenke machte, ja sogar wiederholt die Schulden bezahlte, sehr günstig aufgenommen. Er stellte ihn mit großem Gehalt als Richter in Delhi an, und da der Reisende die Sprache nicht verstand, gab er ihm zwei Amtsvertreter. Batuta hatte viele Unterredungen mit Toghlak; und da seine Reisebeschreibungen erst nach der Rückkehr in sein Heimatland Marocco geschrieben worden sind, so kann er keinen Grund gehabt haben, etwas anderes als die Wahrheit zu erzählen. Diese Erzählung ist zwar infolge der Absonderlichkeit der berichteten Ereignisse vielfach

---

*) „Société Asiatique. Voyages de Ibn Batuta, Texte Arabe, accompagné d'une Traduction par C. Defremery et le Dr. B. R. Sanguinetti.“ Tome III. Paris, 1855.

mit Mißtrauen aufgenommen worden, allein es werden gerade die unglaublichsten Teile seiner Behauptungen auch von indischen Geschichtsschreibern, die aus verschiedenen Quellen schöpften, bestätigt. Der große orientalische Reisende hat uns ein lebensvolles Bild dieses Monarchen gegeben.

Toghlak, erzählt er, findet so großes Vergnügen daran, Geschenke zu geben und Blut zu vergießen, wie kein anderer Mensch. An der Pforte seines Palastes kann man immer einen Bettler, der reich wird, oder den Leichnam eines Hingerichteten erblicken. Von seiner Freigebigkeit, seiner Tapferkeit, ebenso wie von seiner Gewaltthätigkeit und Grausamkeit gegen diejenigen, die sich verfehlt haben, spricht das ganze Land. Bei alledem ist er der demütigste Mensch und zeigt die äußerste Unparteilichkeit. Die religiösen Zeremonien werden an seinem Hofe eifrig beobachtet und er selbst sieht streng auf die regelmäßige Verrichtung der Gebete. So ließ er an einem Tage neun Personen hinrichten, die die herkömmlichen Gebete unterlassen hatten. In den benachbarten Ländern Yemen, Khorassan und Persien, erzählte man sich eine Menge Anekdoten von diesem Fürsten und seiner verschwenderischen Freigebigkeit gegen Fremde.

Ferishta,*) der mohammedanische Geschichtsschreiber Indiens, der ungefähr 260 Jahre später schrieb, erzählt, daß Toghlak der beredteste und gebildetste Fürst seiner Zeit gewesen sei; daß er selbst einige gute persische Gedichte geschrieben habe, wie sich auch die Schriftsteller überhaupt seines Schutzes erfreut haben sollen. Seine Briefe in arabischer wie persischer Sprache zeigen so viel Beredsamkeit, guten Geschmack und Geist, daß selbst die fähigsten Gelehrten späterer Zeiten dieselben mit Bewunderung

*) „History of the Rise of the Mohammedan Power in India till the Year A. D. 1612, translated from the original Persian of Mahomed Rasim Ferishta by John Briggs, M. R. A. S., Lieutenant Colonel in the Madras Army.“ London 1829. pp. 410. 411.

studierten. Batuta führt an, daß Toghlak, obgleich er das Arabische leidlich verstand, dasselbe nicht habe fließend sprechen können. Es ist daher wahrscheinlich, daß er die Geschicklichkeit einiger arabischen Gelehrten an seinem Hofe zu seinem Vorteil benutzte. Er beschäftigte sich gern mit Geschichte und besaß ein so gutes Gedächtnis, daß er fast jedes Ereignis, von dem er gelesen, berichten und die Zeit, in der es geschehen, angeben konnte. Ebenso war er mit der Physik, Logik, Astronomie und Mathematik vertraut; er besaß das Talent, nach nur flüchtiger Bekanntschaft mit einer Person deren Charakter zu erraten, und sein plötzlich aufsteigendes Mißtrauen war gefährlich. Er studierte die Philosophie der griechischen Schulen, und nach seiner Thronbesteigung disputierte er mit dem Metaphysiker Assaud Muntuky, dem Dichter Obeid und mit andern gelehrten Männern, deren Namen in aller Munde waren, und denen er unglaubliche Geschenke machte. So erzählt Batuta, daß der Sultan bei einem großen Einzug in Delhi Gold und Silbergeld von den Rücken der Elefanten aus unter das Volk werfen ließ, eine Erzählung, die mit Mißtrauen aufgenommen wurde, jedoch finden wir sowohl bei Khondemir*) wie bei Ferishta eine ähnliche Behauptung, die einem Zeitgenossen Mohammed Toghlaks, nämlich dem Geschichtsschreiber Ziai din Burny, entnommen ist. Man sagt, daß der Sultan alle Ausschweifungen verabscheute und durch sein strenges Leben selbst ein gutes Beispiel gab.**) Nichts deutet darauf hin, daß der Sultan viel Umgang mit Frauen gehabt, mancherlei Umstände machen sogar das Gegenteil wahrscheinlicher, jedoch entzieht die eifersüchtige Abgeschlossenheit des Harems vieles aus dem Privatleben eines orientalischen Fürsten unsern Blicken, und die Muhammedaner betrachten es

---

*) „Voyages d'Ibn Batuta," Tome III.

**) „The History of Hindostan translated from the Persian," by Alexander Dow, London, 1812, vol. I. p. 280.

als Zeichen von schlechtem Geschmack, von den Frauen einer Familie zu sprechen. Bei seinem Tode hinterließ er nur einen Sohn, den sein alter Vizir Khwaja Jehan auf den Thron setzen wollte, der aber von seinem Neffen als untergeschoben behandelt wurde. Batuta erwähnt, daß an der Tafel des Sultans Bier serviert worden sei; hätte sich jedoch Toghlak Ausschweifungen im Trinken hingegeben, oder wäre es auch nur bekannt geworden, daß er Wein trinke, so würden dies zweifellos die mohammedanischen Geschichtsschreiber tadelnd erwähnt haben.

Augenscheinlich war Mohammed Toghlak also ein Charakter von ungewöhnlicher Tiefe und Kraft, gebildet, fest, tapfer und energisch, der, obgleich im Lager aufgewachsen, die Wissenschaft liebte, tüchtig im Kriege, und ein Freund der Gesellschaft gelehrter Männer. Sein unbezwinglicher, ruheloser Wissensdrang wurde von den Geheimnissen der Seele und des Geistes angezogen und strebte über die Grenzen der Welt hinaus. Die Erkenntnis jedoch, die er durch seine täglichen Gebete erlangte, daß das Leben kurz und Gott der Richter aller sei, scheint ihn wenig abgehalten zu haben, Unrecht zu thun.

Mountstuart Elphinstone bemerkt:*) „Alle seine glänzenden Talente und seine Ausbildung waren ohne Wert, denn sie waren von einer Verkehrtheit der Urteilskraft begleitet, die uns trotz allem, was wir der Verblendung, welche die absolute Macht hervorruft, zu Gute halten können, in Zweifel läßt, ob er nicht geistig gestört war. Sein ganzes Leben lang verfolgte er phantastische Pläne mit unvernünftigen Mitteln und mit gänzlicher Mißachtung der Leiden, welche dieselben seinen Unterthanen brachten. Die Folgen, die hieraus entstanden, waren trauriger als diejenigen irgend einer andern indischen Regierung."

Ferishta berichtet, daß dieser Mann, „der Hospitäler für

*) „The History of India. The Hindu and Mahomedan Periods," by the Hon. Mountstuart Elphinstone, London, 1857. p. 347.

Kranke, Armenhäuser für Witwen und Waisen in der freigebigsten Weise errichtete," keine Gnade kannte. „Er nahm so wenig Anstand, das Blut der Geschöpfe Gottes zu vergießen, daß, wenn irgend etwas seinen Zorn zum Äußersten reizte, man hätte glauben mögen, er habe die Absicht, die ganze Menschheit auszurotten. Keine Woche verging, ohne daß er einen oder mehrere der Gelehrten und Heiligen in seiner Umgebung oder einige der Schreiber, die ihm dienten, hinrichten ließ. „Jeden Tag," schreibt Ibu Batuta, „wurden Hunderte von Leuten, mit auf den Rücken gebundenen Armen und gefesselten Füßen in den Audienzsaal gebracht, von denen einige getötet, andere gefoltert und geschlagen wurden." Die Henker saßen an der äußeren Thüre des Saales und die Körper blieben drei Tage lang an dem Thore, wo die Hinrichtung stattgefunden hatte, liegen. Die Elefanten des Sultans waren darauf abgerichtet, Menschen in die Luft zu werfen und sie mit dem Rüssel wieder aufzufangen, die Leiber mit Messern, die an ihren Rüsseln befestigt waren, zu zerhauen oder sie mit ihren Füßen zu zerstampfen. Dieser schreckliche Herrscher fand kein Gefallen an Erzählungen und Romanzen, noch unterstützte er Gaukler oder Schauspieler. Selbst sein Scherz war grausam: als er den Wunsch hegte, seine beiden Schwäger, die Männer seiner Schwestern, ins Exil zu schicken, schrieb er auf ein Stückchen Papier: „Verbannt den Findling und verbannt den Mäusefresser." Einer der Verwandten war nämlich unbekannter Herkunft, der andere ein Wüstenaraber, denen man nachsagt, daß sie das Jerboa essen, ein kleines Nagetier, das von dem Volke unter die Mäuse gerechnet wird. Diesen Hang zu mörderischen Scherzen hatte er vielleicht von seinem Vater geerbt, der übrigens wenigstens für einen orientalischen Herrscher nicht als grausam gilt. Als er noch am Leben war, hatte sein pflichtgetreuer Sohn die Nachricht in die Welt gesetzt, daß der Kaiser, sein Vater, tot sei, infolge wovon sich das Heer auflöste und die

Belagerung von Warangol aufgehoben wurde. Nachdem der alte Kaiser einige Verbreiter dieses Gerichts in seine Gewalt bekommen, befahl er dieselben lebendig zu begraben, wobei er bemerkte, „da sie ihn im Scherz lebendig begraben hätten, so wolle er es jetzt mit ihnen im Ernst thun.“

Die ersten Regierungshandlungen Mohammed Toghlaks scheinen ziemlich vernünftig und politisch gewesen zu sein. Er schloß Frieden mit dem Anführer eines einfallenden Mongolenheeres, welches zu vertreiben er nicht stark genug war, und veranlaßte denselben durch ein hohes Lösegeld, wieder in sein eigenes Land zurückzukehren. Hierauf wandte Mohammed sein Augenmerk nach Indien und unterwarf sich die entfernten Provinzen, so daß seine Herrschaft bis Chittagong und bis an die Küsten von Carnatic anerkannt wurde. In der That war das muhamedanische Reich in der ersten Zeit seiner Regierung ausgebreiteter als je wieder bis zu den Tagen des Aurengzeb.

Eine seiner ersten extravaganten Unternehmungen war das Aufbringen eines ungeheuren Heeres zur Eroberung von Khorassan. Da die Truppen jedoch fanden, daß keine Vorkehrungen für ihren Unterhalt getroffen worden waren, zerstreuten sie sich und plünderten die Gegenden, durch die sie zogen. Beha-u-din, der Neffe Gheias-u-dins, ein berühmter Krieger, der Statthalter einer Provinz geworden war, verweigerte nach dem Tode seines Oheims dessen Sohne Mohammed die Huldigung. Nachdem er in einem blutigen Kampfe unterlegen war, nahm er bei dem Rajah von Cambila Zuflucht, der sich weigerte, ihn auszuliefern. Der Hindufürst, der in einer Festung belagert wurde, riet Beha-u-din, als er sich nicht länger zu halten vermochte, bei einem andern Rajah Zuflucht zu suchen. Hierauf ließ er ein großes Feuer anzünden und sprach zu Gattin und Töchtern: „Ich will sterben, laßt daher diejenigen, die es ebenfalls wollen, gewähren.“ Hierauf wuschen sich die Frauen und sprangen, nachdem sie sich mit wohlriechenden Salben eingerieben hatten, in das Feuer,

welchem Beispiele die Frauen der obersten Hofbeamten und andere Frauen folgten. Jetzt stürzte sich der Rajah mit denen, die sich ihm anschlossen, auf die muhamedanische Armee, bei welchem Ausfall alle ihren Tod fanden. Die Stadt wurde nun eingenommen und elf Söhne des Rajah von Cambila gefangen vor den Sultan geführt, der sie als Muhammedaner erziehen ließ und sie wegen ihrer Geburt sowohl, als wegen der Tapferkeit ihres Vaters hoch ehrte. Der andere Rajah zeigte dagegen nicht die gleiche Entschlossenheit, sondern lieferte Beha-u-din aus, der mit auf dem Rücken gebundenen Händen vor den Sultan geführt wurde. Dieser ließ ihn zu seinen weiblichen Verwandten bringen, die ihn schmähten und ihm ins Gesicht spieen. Schließlich wurde ihm bei lebendigem Leibe die Haut abgezogen und sein Fleisch mit Reis gekocht, und dieses Gericht seiner Frau und Kindern gesandt. Seine Haut wurde ausgestopft und mit den Ueberresten des Bahadur Boura, eines andern Opfers, überall in Indien als Warnung für Rebellen ausgestellt. Als diese Figuren in die Provinz Kichlu Khans gebracht wurden, erregte ihm eine solche Barbarei Abscheu, und er befahl die Ueberreste zu begraben. Da er jedoch die Rachgier Mohammed Toghlaks fürchtete, so rief er, der so viel gethan hatte, um des Sultans Vater auf den Thron zu erheben, eine fürchterliche Empörung hervor (1327). Toghlak, der nach Batuta großen Mut und Kriegsgeschicklichkeit besaß, blieb wiederum Sieger; Kichlu Khan fiel in der Schlacht und sein Haupt wurde über dem Thore von Multan aufgesteckt. Nur mit Mühe konnte der Sieger abgehalten werden, unter den Bewohnern jener großen Stadt ein allgemeines Blutbad anzurichten.

Als Mohammed Toghlak von dem Gebrauch von Papiernoten in China anstatt des Geldes hörte, kam er auf den Gedanken, daß sich der kaiserliche Schatz durch Festsetzung eines willkürlichen Wertes für die Kupfermünzen bedeutend bereichern lassen

würde. Die Folge davon war, daß sie nur aus Furcht angenommen wurden und in den entfernten Provinzen nicht angebracht werden konnten. Als besondere Vergünstigung war es Kaufleuten gestattet worden, in der Münze große Mengen davon prägen zu lassen, für welche sie Waren kauften, die sie in fremde Länder exportierten und gegen Gold und Silber eintauschten. Die Unzufriedenheit wurde jedoch so groß, daß der Sultan sich gezwungen sah, die Kupferwährung wieder aufzuheben. Durch die Zurücknahme der minderwertigen Kupfermünzen gegen vollwertiges Geld leerte sich der Staatsschatz bald und der Herrscher verweigerte daher weitere Zahlungen, so daß Tausende zu Grunde gerichtet wurden. Niemand, außer wenigen Kaufleuten und Bankiers, hatte bei der Sache gewonnen. Ein ferneres Unternehmen des seltsamen Despoten bestand darin, daß er das Land bei Surgdemary am Ganges in Distrikte von sechsundsechzig Quadratmeilen teilte und über jeden derselben einen Ackerbauinspektor setzte, der für die Kultivierung des Bodens verantwortlich sein sollte. Große Geldsummen wurden bewilligt, um das Unternehmen in Gang zu bringen; aber vergebens, „und“ fügt Ferishta hinzu, „wenn der König je nach Delhi zurückgekehrt wäre, so würde er wahrscheinlich das Leben keines dieser Beamten geschont haben.“

Bei seinen Versuchen, die Hauptstadt Indiens von Delhi nach Diogiri zu verlegen, zeigte Toghlak vor allem die Launenhaftigkeit seines Geistes und seine Hartnäckigkeit in Ueberwindung der Hindernisse, die sich der Erfüllung seiner Wünsche entgegenstellten. Nach Batuta war er durch anonyme Briefe, die man während der Nacht in den Audienzsaal geworfen hatte, und die ihm seine Verbrechen und Thorheiten vorwarfen, zum höchsten Zorne gereizt worden. Da er die Verfasser dieser Schriftstücke nicht entdecken konnte, so kehrte sich seine Wut gegen die gesamte Bevölkerung Delhis. Er zahlte den Einwohnern eine Summe für ihre Häuser aus und befahl ihnen,

sich nach Diogiri, das ungefähr 350 Stunden entfernt war, zu begeben, da er entschlossen war, diesen Ort unter dem Namen Doulatabad zu der Hauptstadt Indiens zu erheben. Die Mittellosen wurden unterwegs auf öffentliche Kosten ernährt.

„Ausrufer verkündeten, daß nach drei Tagen niemand mehr in der Stadt Delhi gefunden werden dürfe. Er befahl, daß alles sorgfältig untersucht werde, ob niemand im Verborgenen zurückgeblieben sei. Seine Sklaven fanden in den Straßen zwei Männer, einen Geisteskranken und einen Blinden, die sie vor den Herrscher führten, der den Geisteskranken von einem Catapult in die Luft zu schleudern und den Blinden von Delhi nach Doulatabad, d. h. einen Weg von vierzig Tagereisen, zu schleifen befahl. Der Blinde wurde unterwegs in Stücke zerfetzt, so daß nur ein Bein desselben nach Doulatabad gelangte. Alle Einwohner zogen aus Delhi fort und ließen Hausrat und Güter zurück, so daß die Stadt eine Wüste blieb."

„Ein Vertrauensmann," fährt Batuta fort, „versichert mich, daß der Sultan eines Abends auf die Terrasse seines Palastes stieg und auf die Stadt Delhi hinabsah, in der weder Feuer, noch Rauch, noch Fackelschein zu erblicken war, und dann sagte: ‚Jetzt ist mein Herz befriedigt und mein Gemüt beruhigt.' Aber in seinem Gehirn brannte dennoch ein Feuer, das ihn zu keiner Ruhe kommen ließ. Kurze Zeit darauf schrieb er an die Einwohner verschiedener Provinzen, sie sollten nach Delhi kommen. Sie entvölkerten ihre Gegend, aber bevölkerten Delhi nicht, so groß ist diese Stadt."

Toghlak führte sein Heer wieder nach Delhi und verblieb zwei Jahre lang daselbst, worauf er es sich wieder in den Kopf setzte, seine Residenz nach Doulatabad zu verlegen. Zum zweitenmal trieb er die Einwohner nach Dekkan, während er die herrliche Metropole Delhi den Eulen und den wilden Tieren der Wüste als Wohnstätte überließ. Die unglücklichen Einwohner, die nach Doulatabad getrieben worden waren, litten in dem

fremden Lande, ohne Häuser und ohne Beschäftigung der Armut preisgegeben, großes Elend. Das ganze Land umher, durch die Erpressungen Toghlaks erbittert, erhob sich zu verschiedenen Malen gegen denselben und trieb schließlich dessen Truppen aus dem Dekkan. Zuletzt verlor er selbst die Stadt Doulatabad, wo einige große Arbeiten, die er angefangen, noch heute seine ungeheuren Entwürfe bezeugen.

Ein weniger ernstes Beispiel für den seltsamen Charakter und den alles übersteigenden Egoismus dieses Mannes berichtet Ferishta: „Auf der Reise nach Doulatabad wurde er von heftigem Zahnschmerz befallen und verlor einen seiner Zähne, den er mit großen Zeremonien in Bhir begraben ließ und über welchen er ein prachtvolles Grabmal zu errichten befahl, das noch heute ein Denkmal seiner Eitelkeit und Thorheit ist."

Im Jahre 1337 faßte er den Plan, einen Einfall in China zu machen. Vergeblich versicherten ihn seine Räte, daß es unmöglich sei, eine Armee über die hohen Gebirge, die Tibet von Indien trennen, zu führen. Der eigenmächtige Wille des Monarchen wies alle Vorstellungen zurück und hunderttausend Soldaten, Ferishta sagt „Reiter", wurden unter dem Oberbefehl des Sohnes seiner Schwester durch Nepaul gesandt. Ein Teil der Truppen erreichte wirklich die andere Seite des Himalaya, wo sie ohne große Anstrengung zurückgeschlagen wurden. Durch die Verfolgung von Seiten der Chinesen, die Angriffe der Bergbewohner, durch Hunger und regnerische Jahreszeit wurde das ganze Heer aufgerieben; kaum ein Mann außer den Soldaten, die, um die Kommunikation zu sichern, in einigen Forts zurückgeblieben waren, kehrte zurück, und auch diese wurden bei ihrer Ankunft in Delhi auf Befehl des Königs hingerichtet.

Da Toghlak es sich in den Kopf gesetzt hatte, durch den nominellen Chalifen Aboul Abbas von Ägypten sich als Herrscher bestätigen zu lassen, so sandte er einen Gesandten nach Kairo, der mit einem Boten als Ueberbringer eines Briefes zurückkehrte.

Toghlak ging dem Boten zu Fuß entgegen, legte sich den Brief des Chalifen aufs Haupt, ließ Lustbarkeiten feiern und strich aus der Liste der Sultane in der Moschee die Namen aller Könige, die nicht bestätigt worden waren. Unter diesen degradierten Herrschern befand sich sein eigener Vater. Der Bote ward verschwenderisch belohnt und seine Pferde mit goldenen Hufeisen beschlagen.

Einige Zeit darauf kam Ghiyath-u-din, ein Nachkomme des Chalifen Almostansir, nach Indien, um Toghlak zu besuchen. Der Monarch ging ihm bis vor Delhi entgegen, hielt seinem absteigenden Gaste die Steigbügel, bot ihm eigenhändig Betel an, stand auf so oft derselbe eintrat, und befahl den Höflingen dem Sohne des Chalifen die gleichen Ehren zu erweisen wie ihm selbst. Hundert Dörfer wurden für den Unterhalt desselben bestimmt und die kostbarsten Geschenke regneten auf denselben herab. Ibn Batuta, der diesen Liebling gekannt hat, erzählt, dessen Habsucht sei eben so groß als Toghlaks Freigebigkeit gewesen. Derselbe Berichterstatter führt ein merkwürdiges Beispiel für die ängstliche Rücksicht, die der Beherrscher Indiens für diesen Abenteurer an den Tag legte, an. Ghiyath-u-din, eifersüchtig auf die Ehren, die einem andern Gaste, dem Könige von Gaznah, erwiesen wurden, sandte eine Botschaft an Toghlak des Inhalts, dieser möge seine Geschenke wieder zurückholen. Als der Herrscher dies vernahm, berichtet Batuta, stieg er ohne eine Minute zu verlieren aufs Pferd und ritt in Begleitung von zehn seiner Diener zu dem Sohne des Chalifen. Er ließ sich anmelden, stieg außerhalb des Hauses auf offener Landstraße ab, wo er von dem Sohne des Chalifen empfangen wurde, der sich bereit zeigte, die Entschuldigungen anzunehmen. Aber der Sultan versetzte: „Bei Gott, ich werde nicht eher glauben, daß du mit mir zufrieden bist, als bis du deinen Fuß auf meinen Nacken gesetzt hast.“ Ghiyath-u-din antwortete: „Lieber will ich sterben, denn solches thun,“ worauf der Sultan

äußerte: „Ich schwöre bei meinem Haupte, daß du es thun mußt.“ Er legte seinen Kopf auf den Boden, während einer der Hofbeamten den Fuß des Sohnes des Chalifen ergriff und denselben auf den Nacken des Herrschers setzte, worauf sich letzterer mit den Worten erhob: „Jetzt ist mein Gemüt beruhigt, denn ich weiß, daß du mit mir zufrieden bist.“

Hier noch einige von Batuta erzählte Beispiele:

Ein Hindu von hohem Range behauptete, daß der Herrscher seinen Bruder ohne jeden rechtlichen Grund habe hinrichten lassen, und lud daher Toghlak vor den Richter. Der König erschien zu Fuß und ohne Waffen vor dem Gerichtshof. Er begrüßte denselben, verbeugte sich vor ihm und stand vor dem Khadi. Vorher hatte er diesen Beamten warnen lassen, sich vor ihm zu erheben oder seinen Platz zu verlassen, wenn er das Gerichtsgebäude betreten würde. Der Richter entschied, daß der Herrscher verpflichtet sei, die klägerische Partei für das vergossene Blut zu entschädigen, ein Urteil, das auch vollstreckt wurde. Ein andermal behauptete ein Muhamedaner, daß der Sultan ihm Geld schulde. Die Angelegenheit wurde in Gegenwart des Richters untersucht, der den Herrscher verurteilte, die Summe zu zahlen, was dieser auch that.

Ein junger Mann aus der Zahl der „Königssöhne“, d. h. der Großwürdenträger des Hofes, klagte den Sultan an, ihn ohne Grund geschlagen zu haben und lud denselben vor den Khadi. Dieser erkannte, daß der Herrscher den Kläger mit einer Geldsumme zu entschädigen habe, wofern derselbe damit zufrieden sei, wo nicht, so habe er das Recht zu direkter Wiedervergeltung. Der Sultan ließ den jungen Mann holen, gab ihm einen Stock und sagte: „Bei meinem Haupte, du mußt mich schlagen, wie ich dich geschlagen habe.“ Der junge Mann nahm den Stock und gab dem Sultan einundzwanzig Hiebe mit solchem Nachdruck, daß ich selbst mit ansah, wie ihm davon die Mütze vom Kopfe fiel.

Der Sultan hatte einen Bruder Namens Mashoud Khan, dessen Mutter die Tochter eines früheren Sultans, Allah-u-din, war. „Er war," sagt Batuta, „einer der schönsten Menschen, die ich jemals auf der Welt gesehen habe." Toghlak hatte ihn im Verdacht, daß er mit einer Empörung gegen ihn umgehe, was er aus Furcht vor der Folter auch einbekannte. „In der That," fährt Ibn Batuta fort, „wurde jeder, der eine von dem Sultan gegen ihn erhobene Beschuldigung dieser Art ableugnete, ganz selbstverständlich auf die Folter geworfen, und die meisten zogen den Tod den Folterqualen vor." Der Sultan ließ seinem Bruder auf öffentlichem Platze den Kopf abschneiden, wo der Körper der Sitte gemäß drei Tage lang liegen blieb.

Einmal sandte der Sultan zwei rechtsgelehrte Männer in eine Provinz in Begleitung eines ihnen als Vollstreckungsbeamten beigebenen Türken. Da sie argwöhnten, daß der Mann ihnen als Spion zu ihrer Ueberwachung mitgegeben werde, so erwiederten sie: „Es wäre besser, wenn wir allein hingingen; wir wollen ihm dann den Weg des Rechtes zeigen, daß er auf demselben wandeln könne." Nun sagte der Herrscher: „Gewiß ist es eure Absicht, auf meine Kosten zu prassen und zu schlemmen, und dies dann dem Türken zur Last zu legen, der nichts davon weiß." Die beiden Rechtsgelehrten erwiederten: „Gott bewahre uns davor; o Herrscher der Welt, wir streben nicht nach dergleichen." „Ihr habt nichts anderes im Sinne gehabt," versetzte der Sultan, und sagte dann zu seinen Leuten: „Bringt sie zu Sheikh Zadeh, der das Strafamt zu verwalten hat."

Als man sie zu diesem schrecklichen Beamten brachte, sagte derselbe zu ihnen: „Der Sultan will euren Tod; gesteht also, wessen er euch beschuldigt und macht, daß man euch nicht zu foltern braucht."

Sie erwiederten: „Wir haben nie etwas anderes im Sinne gehabt, als was wir gesagt haben." Nun wandte sich Zadeh mit den Worten an seine Gehilfen: „Gebt ihnen einmal etwas

zu kosten." Damit meinte er, man solle sie auf die Folter spannen. Man legte sie auf den Rücken und drückte ihnen ein Stück rotglühendes Eisen auf die Brust, das man erst wieder wegnahm, nachdem das Fleisch bloßgelegt oder gänzlich zerstört war. Darauf rieb man die Wundfläche mit Asche. Nun bekannten die beiden Opfer die ihnen vom Sultan zugeschriebene Absicht als richtig ein und erklärten, sie seien beide Verbrecher, die nichts anderes verdient haben, als den Tod, und weder in dieser noch in jener Welt ein Recht haben, sich über denselben zu beklagen. Dies schrieben sie mit eigener Hand nieder und bestätigten das Schriftstück vor dem Khadi, welcher seinerseits beurkundete, daß das Geständnis aus freiem Willen und ohne alle Einschränkung abgelegt worden sei. Hätten sie gesagt, sie seien dazu genötigt worden, so würde man sie unfehlbar noch grausamer gefoltert haben, als das erstemal. So wollten sie lieber ohne Verzug enthauptet, als zu Tode gemartert werden. Sie wurden hingerichtet. „Möge Gott ihnen gnädig sein."

Ibn Batuta stellt fest, daß Toghlak mehrere hervorragende Männer, die er im Verdacht aufrührerischer Umtriebe hatte, zum Teil ins Gefängnis werfen und zum Teil hinrichten ließ. Ein Khadi, dem man auf diesen Verdachtsgrund hin bereits die Augen ausgestochen hatte, wurde vor den Sultan geführt, der ihm den Befehl gab, alle diejenigen in seiner Vaterstadt mit Namen zu nennen, welche dächten und handelten wie die, welche man dafür hingerichtet habe. Der Khadi gab die Namen von einer Anzahl hervorragender Persönlichkeiten des Bezirkes an. Als der Herrscher die Liste las, erklärte er: „Dieser Mann will die ganze Stadt zu Grunde richten," und erteilte seinen Sklaven den Befehl, ihm den Kopf abzuschneiden, was augenblicklich vollzogen wurde. „Möge Gott ihm gnädig sein." Die Menschheit war wahrlich zu bedauern unter einem Despoten, dessen Milde sogar grausam war und der nie dem Einen verzeihen konnte ohne einen Andern umzubringen.

Ein Indier namens Ein-ul-Mulk, Gouverneur von Oude, erregte eine plötzliche Empörung, die dem Herrscher beinahe das Leben gekostet hätte. Nachdem man ihn in der Schlacht gefangen genommen, brachte man ihn, nackt auf einem Stier reitend, vor das Zelt Toghlaks. Dieser schonte seines Lebens und gestattete sogar seiner Mutter, Schwester und Gattin, ihm zur Seite zu bleiben. Allein der siegreiche Sultan ließ zweiundsechzig seiner Anhänger unter Trommel- und Trompetenschall zerreißen oder von Elefanten zertreten und dann mit den einzelnen Stücken der Leichname den Empörer bewerfen, während er selbst auf einem hohen Thurme saß. Ein-ul-Mulk erhielt schließlich Verzeihung und wurde mit der Aufsicht der kaiserlichen Gärten betraut.

Ein Mann Namens Chihab-u-din war weit und breit bekannt um seines musterhaften Lebenswandels willen. Derselbe pflegte oft ganze vierzehn Tage zu fasten. Bei den beiden Vorgängern des Sultans war er in hoher Achtung gestanden. Diese hatten ihn oft besucht und ihn um seinen Segen gebeten. Derselbe wies einst in öffentlicher Empfangshalle eine Anstellung zurück, die ihm Toghlak anbot, worauf dieser einem anwesenden berühmten Rechtsgelehrten den Befehl gab, demselben den Bart auszureißen; auf dessen Weigerung ließ er beiden die Bärte ausreißen und sandte sie auf weit entfernte Stellen. Nachdem Chihab-u-din sieben Jahre in Diogiri zugebracht hatte, wurde er zurückberufen, erhielt ein Amt und wurde wieder von dem Sultan in Ehren gehalten. Später zog er sich in eine wüste Gegend einige Meilen von Delhi zurück, wo er in einer Grotte lebte, die er sich hatte aushöhlen lassen, und sich etwa zwei Jahre lang mit der Verbesserung und Bewässerung des wüsten Bodens ringsum beschäftigte. Bei seiner Rückkehr nach Delhi empfing ihn der Herrscher mit großen Ehren; nach einiger Zeit wollte er ihn wieder holen lassen, allein Chihab-u-din weigerte sich zu erscheinen. Darauf schickte der Sultan einen seiner obersten

Beamten, der ihn zum Kommen zu überreden suchte und ihn vor der Gefahr einer Weigerung warnte. Der Scheik erwiederte: „ich will niemals mehr einem Tyrannen dienen.“ Auf die Nachricht hievon ließ ihn der Sultan vor sich bringen und fragte ihn, ob er dabei bleibe, daß er ein Tyrann sei. „Ja, du bist ein Tyrann“ war seine Antwort, und dabei führte er mehrere Handlungen von ihm an, darunter die Verwüstung der Stadt Delhi und die Verjagung sämtlicher Einwohner aus derselben. Der Sultan zog seinen Säbel und übergab ihn Sadr Aldjihan mit den Worten: „Bestätige, daß ich ein Tyrann bin, und schlage mir mit diesem Schwert den Kopf ab.“ Chihab-u-din versetzte: „Ein solches Zeugnis würde sicherlich jedem das Leben kosten, aber du bist dir deiner Frevelthaten selbst wohl bewußt.“ Darauf band man ihm die Füße zusammen und die Hände in den Nacken. In diesem Zustand ließ man ihn vierzehn Tage ohne Essen und Trinken. Jeden Tag brachte man ihn in die Empfangshalle, wo die Rechtsgelehrten und Scheiks in ihn drangen, seine Behauptung zurückzunehmen. Stets erwiederte Chihab-u-din: „Ich nehme sie nicht zurück und verlange unter die Zahl der Märtyrer versetzt zu werden.“ Am vierzehnten Tage ließ ihm der Sultan Nahrung bringen, allein der Scheik wollte dieselbe nicht genießen und erklärte: „Ich habe nichts mehr auf dieser Welt zu schaffen, geht nur wieder hin zu ihm mit eurer Speise.“ Als der Sultan dies vernahm, befahl er augenblicklich, man solle den Scheik zwingen, ungefähr zwei Pfund Kot zu verschlingen. Man warf ihn auf den Rücken, riß ihm den Mund mit Zangen auf und goß ihm den in Wasser aufgelösten Kot ein. Als am nächsten Tag der Scheik sich abermals weigerte, sein Wort zurückzunehmen, wurde er enthauptet. So wohnte doch in *eines* Menschen Brust noch so viel Gefühl für die Verhöhnung aller Gerechtigkeit und Menschlichkeit, daß die Empörung hierüber ihm nicht gestattete, dem Tyrannen zu dienen. Ehre dem unbeugsamen Scheik, der dem

Despoten samt seinen kriechenden Höflingen und dienstwilligen Folterknechten ins Gesicht zu sagen wagte, was viele sich zuflüsterten und alle dachten! Er errang sich die Märtyrerkrone, nnd keine der von dem Tyrannen über ihn verhängten Folterqualen entrang ihm ein Wort der Schwäche, um dessen wahnsinnigen Hochmut zu befriedigen. Er wußte wohl, daß ein unter solchen Umständen gesprochenes Wort kein leeres Wort bleibe.

Oft schon haben wir mit Verwunderung wahrgenommen, welchen Schrecken dem Schlechten und Niedrigen ein Wort einjagt, das seine innersten Gedanken bloßlegt und ihm seine wahre Stelle anweist. Ein solches Wort dringt ihm in die Seele und peinigt ihn ohne Aufhören, indem es ihm stets das Bewußtsein seiner Schlechtigkeit erweckt und ihm jede seiner Handlungen vor Augen führt, so daß er dadurch gewissermaßen schon bei Lebzeiten den Lohn seiner Thaten erntet.

Ibn Batuta, der als Freund Chihab-u-dins bekannt war, schwebte in großer Gefahr, dem Zorn des Sultans zum Opfer zu fallen. Nur mit genauer Not entging er demselben, eine Rettung, die er seinen Gebeten und Bußübungen zuschrieb — und wahrscheinlich waren es die damit verbundenen peinlichen Erfahrungen, die ihn veranlaßten, seine sämtlichen Besitzungen im Stiche zu lassen und das Einsiedlerleben eines berühmten muselmännischen Heiligeu zu teilen, bei welchem er fünf Monate verbrachte. Nach Verfluß dieser Zeit ließ ihn Toghlak vor sich rufen und übertrug ihm eine feierliche Sendung an den Kaiser von China.

Während seines Aufenthaltes zu Delhi zog Toghlak nach der Gewohnheit indischer Fürsten an der Spitze seiner Truppen auf die Jagd. Im Bezirk von Beiram angelangt, erklärte er seinen Offizieren gerade heraus, er sei nicht zur Jagd auf wilde Tiere, sondern auf Menschen ausgezogen, und darauf begann sofort ohne irgend einen erkennbaren Grund ein Gemetzel unter

der Einwohnerschaft. Er trieb die Rohheit sogar so weit, daß er einige tausend Köpfe mit nach Hause bringen und an der Stadtmauer aufhängen ließ. Ein andermal machte er einen Streifzug gegen Kanudsh und richtete ein Blutbad unter den Bewohnern dieser Stadt und der Umgegend auf viele Stunden weit an, überall, wohin sein Blick reichte, Schrecken und Jammer verbreitend. Tausende flohen nach Bengalen, wo Mullik Fakr-u-din sich empört hatte (1339) und sich gegen den Tyrannen zu behaupten suchte.

Um Toghlak die Möglichkeit zu verschaffen, Fremde mit ausschweifender Freigebigkeit zu beschenken und ein Heer von Mongolen, Türken, Persern und Afghanen zu unterhalten, wurde das Volk von den Steuerbeamten so unbarmherzig ausgepreßt, daß in dem fruchtbaren Striche zwischen Ganges und Dschumna die Bauern aus Lebensüberdruß ihre Häuser verbrannten und sich mit ihrer Familie und ihrem Vieh in die Wälder zurückzogen. Viele volkreiche Städte blieben so mehrere Jahre völlig verlassen. Einigemal stellten sich auch die Steuerbeamten selbst, als sie sich außerstandes sahen, den verlangten Betrag aufzubringen, an die Spitze einer Empörung.

Wenn wir uns die damalige trostlose Lage der Bevölkerung Indiens vorstellen, so drängt sich uns die Frage auf: „Waren diese Leute toll oder war es der Tyrann, gegen den sich kein rächender Stahl richtete?" — Mountstuart Elphinstone bemerkt zwar: „Im Orient macht man sich im allgemeinen so wenig daraus, sich einen schlimmen Herrscher vom Halse zu schaffen, daß die Mißregierung eines einzelnen selten so übermäßiges Unheil anzurichten vermag." Wir vernehmen jedoch nichts von einer Palastrevolution, so viele Empörungen auch stattfanden. Ferishta berichtet uns über fünfzehn derselben außer zwei feindlichen Einfällen, die aus dem Nordwesten hereinbrachen; allein es hat sich schon oft gezeigt, daß in Indien die Trennung in Kasten und die Eifersucht der verschiedenen Religionen einen vereinten Anlauf

des ganzen Volkes höchst schwierig oder gar völlig unmöglich macht.

Allenthalben hatte der Sultan seine Spione: was der Mann vor Tag mit seiner Frau verhandelte, wurde im Palast berichtet. Der Sultau bewegte sich meist unter den Fremden, die er an seinen Hof gezogen und verlieh hohe Ämter an willfährige Kreaturen, die er aus niederem Stand erhoben hatte. Er hatte ein Heer unter seinem Befehl, das größtenteils aus Ausländern bestand, welchem die Verwüstung des Landes nicht minder erwünscht war, als ein bequemes Leben. Empörungen brachten ihnen Beute und Sklaven ein. „Weibliche Gefangene," schreibt Ibn Batuta, „haben in Indien kaum einen Wert, denn sie sind schmutzig und unbekannt mit den Eigentümlichkeiten städtischer Lebensweise. Selbst die unterrichteten sind äußerst wohlfeil, und niemand will Gefangene kaufen." Batuta selbst besaß zehn, welche ihm der Vezier zum Geschenk gemacht hatte. „Eine davon," schreibt er, „habe ich dem Überbringer derselben gegeben; drei von den jüngsten hat sich mein Begleiter genommen; was aus den andern geworden ist, weiß ich nicht."

„Die Ungläubigen," fährt er fort, „halten Plätze ganz in der Nähe der Orte besetzt, welche die Moslems erobert haben. Diese Hindus verschanzen sich in den gebirgigen und unzugänglichen Gegenden, sie umgeben sich mit heckenartigen Anpflanzungen, welche außerordentlich dicht und fest werden und dem Feuer Widerstand leisten. Darin bringen sie ihr Vieh und ihr Getreide unter und sammeln Regenwasser." Das Land wimmelte von Räubern. Im Jahre 1341, so lesen wir, herrschte eine furchtbare Seuche, die im Dekkan nahezu ein ganzes Kriegsheer aufrieb. War dies dieselbe Seuche, welche wenige Jahre darauf als „schwarzer Tod" die Bevölkerung Europas so gräßlich lichtete? Auch von Dürre und furchtbarer Hungersnot vernehmen wir zu wiederholten Malen. Der Sultan, großartig wie immer in seiner Auffassung, ließ aus den großen öffentlichen

Vorratskammern zu Delhi das daselbst seit vielen Jahren aufgehäufte Getreide sechs Monate lang an das Volk austeilen. Seine erblindete Mutter war für ihre Mildthätigkeit berühmt, und ihr Sohn bezeugte ihr große Achtung. Ibn Batuta berichtet, man habe gesehen, wie der Sultan, als er auf einer Reise seiner Mutter zufällig begegnete, zu ihrem Palankin hingegangen sei und ihr die Füße geküßt habe. Als der Reisende bei seiner Rückkehr nach Tanger diese merkwürdigen Dinge berichtete, hielt man ihn für einen Lügner; aber haben wir es doch selbst erlebt, daß die gewaltige Stadt Delhi von allen ihren Bewohnern verlassen war, und diese mit dem Hungertode ringenden Unglücklichen an den Thoren der Stadt zu Tausenden von den Behörden einer fremden Macht gespeist wurden.

Toghlak, der im Felde ebenso tapfer und thatkräftig als verständig war, trieb seine Feinde immer wieder zu Paaren und verheerte die aufrührerischen Provinzen mit erbarmungsloser Grausamkeit; aber trotzdem erkämpften die Hindu-Radschahs des Dekkan sich ihre Unabhängigkeit und Bengalen wurde seinem Hause bleibend entrissen — so gingen mit Ausnahme von Guzerat thatsächlich alle seine Eroberungen wieder verloren.

Wie Ferishta erzählt, sagte der Sultan einst zu dem Geschichtschreiber Ziai-u-din Burny, er sehe wohl ein, daß man glaube, an den Empörungen seien seine strengen Strafen schuld; „aber,“ sagte er, „daran soll mich niemand hindern, Strafe gebührt dem Verbrechen. Du bist ja ein großer Geschichtskenner und Rechtsgelehrter, welches sind die Fälle, in denen die Todesstrafe gestattet ist?“ —

Der Gelehrte erwiederte: „Sieben Arten von Verbrechern verdienen strenge Strafe, aber nur über drei derselben hat der Koran den Tod verhängt — das sind: Abtrünnige vom wahren Glauben, solche, welche das Blut der Gläubigen vergießen und zweifache Ehebrecher.“ Darauf meinte der König: „Dies mag alles ganz wahr sein; aber die Menschen sind viel schlechter

geworden, seit diese Gesetze bestehen.“ Bei einer andern Gelegenheit bemerkte Toghlak, wenn kaum eine Empörung am einen Ort niedergeschlagen sei, so breche schon wieder an einem andern Ort eine solche aus, und verlangte von Burny, er solle ihm ein Mittel zur Abhilfe an die Hand geben. Dieser erwiderte: wenn einmal die Abneigung in den Herzen des Volks so tief Wurzel gefaßt habe, so lasse sich dieselbe nicht mehr ausrotten, ohne die Grundfesten des Staates zu zerstören. Er hatte den Mut, dem Herrscher freiwilligen Verzicht auf den Thron zu Gunsten seines Erben anzuempfehlen. Ärgerlich erwiederte Toghlak, er habe niemand, zu dem er Vertrauen haben könnte, und er sei entschlossen, seine Unterthanen für ihre Auflehnung zu züchtigen, möge daraus folgen, was da wolle. Wenige Tage darauf starb Toghlak bei Tatta in Sind nach siebenundzwanzigjähriger Regierung an Überfüllung seines Magens mit den leckeren Fischen des Indus.

Ihm folgte sein Neffe, Firuz Toghlak, der ihm oft zur Seite gewesen war und ihn bei seinen Feldzügen begleitet hatte. Firuz erwarb sich den Namen eines gerechten und milden Fürsten. Als einen Beweis des traurigen Andenkens, welches Mohammed Toghlak hinterlassen hatte, führt Ferishta einen Erlaß an, der an der Moschee von Firozabad eingemeißelt ist, und worin es heißt:*)

„In früheren Zeiten war es üblich, das Blut der Gläubigen bei geringfügigen Anlässen zu verspritzen und dieselben für unbedeutende Vergehungen zu verstümmeln und zu martern durch Abschneiden der Hände und Füße, der Nasen und Ohren, durch Ausstechen der Augen, durch Zerschlagen der Knochen mit Hämmern bei lebendigem Leibe, durch Verbrennung, Kreuzigung, Durchbohrung der Hände und Füße mit Nägeln, lebendig Schinden, Erdrosselung und Zerstückelung.

*) Briggs „Ferishta“, vol. I. S. 462—64.

„Nachdem es Gott in seiner unendlichen Güte gefallen hat, die Macht auf mich zu übertragen, hat er mir auch den Willen eingeflößt, diesem Brauch ein Ende zu machen."

An einer andern Stelle der Inschrift sagt Firuz: „Mit schmerzlicher Empfindung habe ich auch die noch vorhandenen Berichte aller derjenigen zur Kenntnis genommen, welche unter dem Grimm meines verstorbenen Herrn und Gebieters Mohammeds Toghlak gelitten haben; ich habe denselben Gehälter ausgesetzt und für sie gesorgt und sie dann in Gegenwart der frommen und gelehrten Männer unserer Zeit, welche mit ihrer Unterschrift und Siegel die betreffenden Schriftstücke bekräftigt haben, erklären lassen, daß sie jenem Fürsten gegenüber alles völlig vergeben und vergessen; schließlich habe ich, soweit möglich, alle diese Schriftstücke sammeln und in einer Kapsel in dem Grabgewölbe Mohammed Toghlaks niederlegen lassen."

Als Privatmann würde sich Mohammed Toghlak dargestellt haben als ein geistig begabter, talentvoller und thatkräftiger Mensch; als mutig und gewandt in körperlichen Übungen, als streng in den Äußerlichkeiten religiöser Andachtsübungen, nicht ohne ein Gefühl für seine Verantwortlichkeit gegenüber einer höheren Macht, als wißbegierig und als Freund gelehrten Umgangs, aber von schwacher Urteilskraft; als höchst herrschgierig und von maßloser Selbstüberschätzung und dabei wieder Anfällen von übermäßiger Selbsterniedrigung unterworfen. Er würde sein Geld mit aufopferndster Freigebigkeit verschwendet und dagegen versucht haben, seinen Mitteln durch verrückte und chimärische Spekulationen der riesenhaftesten Art wieder aufzuhelfen, ohne aus seinen Mißerfolgen eine Lehre zu ziehen und ohne sich darum zu kümmern, daß er die andern dadurch zu Grunde richte. Er würde sich ungerecht und grausam gegen die in seiner Macht Befindlichen gezeigt haben, — in mörderische Wut versetzt durch den geringsten Widerspruch, dagegen fähig, seinen Beleidigern zu verzeihen, sobald seine Wut verraucht war. Ein

solcher Mensch würde bald mit seinem Vermögen zu Ende gewesen sein und sich alle möglichen strafbaren Ausschreitungen haben zu schulden kommen lassen, bis er dem Gesetz in die Hände gefallen oder in einem Irrenhaus untergebracht worden wäre. Allein unglücklicherweise war dieser Mann ein mächtiger Fürst an der Spitze eines eroberungslustigen Söldnerheeres, umgeben von sklavischen Höflingen, welche sich durch seine Verschwendung zu bereichern suchten; unbeschränkter Herrscher über ein knechtisches Volk, das an Unterdrückung gewöhnt war; Vertreter einer fanatischen Religion, voll Stolz auf seinen reinen monotheistischen Glauben inmitten einer polytheistischen Nation, der man kaum einen schwachen Anspruch auf Gerechtigkeit und Schonung zuerkannte und die man vermöge ihres hartnäckigen Unglaubens als zu stetiger Qual bestimmt ansah. Er bietet der Menschheit das furchtbare Schauspiel eines gekrönten Wahnsinnigen, der seine unbeschränkte Macht zur Ausführung der Wahngebilde eines gestörten Geistes benützte und durch seine sinnlose Verblendung und seinen wahnsinnigen Thätigkeitsdrang ein ganzes Volk in Elend und Verderben stürzte, der stets eine Rotte von Henkern zur Hand hatte, um die Martern ins Werk zu setzen, die seine verdorbene Phantasie ersonnen, und ein Heer, das zum Massenmord bereit war; und der doch dabei noch genug Einsicht und Selbstbeherrschung besaß, um der Zwingherr und die Geißel Indiens zu bleiben.

In Dr. Balls „Leçons sur des Maladies Mentales“ finden wir in dem Kapitel über maniakalische Aufregung ein Bild von Krankheitserscheinungen, welches uns dasjenige der Geistesstörung des indischen Herrschers lebhaft vor Augen ruft. Ball schließt sich dabei der Begriffsbestimmung Falrets an, welcher diese Form der Geistesstörung als eine allgemeine Erregung sämtlicher Geistesfähigkeiten, verbunden mit Verkehrtheit des Handelns und doch ohne erkennbare Störung des Erkenntnisvermögens beschreibt. Die Gedankenflucht geht bei solchen

Kranken noch nicht bis zur völligen Zusammenhangslosigkeit, und es ist noch ein gewisses Maß folgerichtigen Denkens vorhanden, das die Verhältnisse beherrscht und den Kranken nicht in völligen Widersinn geraten läßt. Zu gleicher Zeit aber ist eine Störung in der Willenssphäre vorhanden, die den Kranken zu ausschweifenden, oft sogar verbrecherischen Handlungen treibt.

Es findet sich in solchen Fällen oft eine außerordentliche Entwicklung gewisser Geistesfähigkeiten, insbesondere des Gedächtnisses. Auch bemerkt man bei den Betreffenden eine Neigung zur Dichtkunst und eine große Fruchtbarkeit an Finanzplänen und neuen Entwürfen.

III.

Die spanische Dynastie.

Bei unseren Untersuchungen über die Erblichkeit der Geisteskrankheiten können wir selten weiter als bis zur dritten Generation zurückgreifen, denn im allgemeinen kommt es nicht oft vor, daß die Menschen viel von ihren Urgroßeltern wissen, oder sich viel um dieselben kümmern, und noch seltener lassen dieselben sich gerne an eine von ihren Vorfahren ererbte krankhafte Anlage erinnern. Nichtsdestoweniger sind wir gezwungen, bei unseren Studien über diesen Gegenstand so weit als möglich in die Vergangenheit zurückzugehen, und in der That haben die wenigen Fälle, in denen es uns gelungen ist, die Genesis des Wahnsinns in den Familien zu verfolgen, Resultate von höchstem Interesse zu Tage gefördert. Studieren wir die Schicksale der herrschenden Häuser, deren Daten die Geschichte verzeichnet, sehen wir bald ein solches aufblühen oder verwelken infolge geistiger Abnormitäten, bald können wir hinwiderum eine allmähliche Abnahme und ein schließliches Erlöschen dieses Erbfehlers wahrnehmen. In dieser Beziehung fehlt es nicht an Material, da in regierenden und adligen Familien geistiger Verfall sehr häufig vorkommt, und die Geistesstörung des Herrschers sich gar manchmal seinem Volk durch schwere Drangsale zu erkennen gegeben hat.

So bot der Wahnsinn Karls VI. von Frankreich Heinrich V. von England eine günstige Gelegenheit zu einem kriegerischen Einfall, und der Sieger von Agincourt zwang den französischen König, ihm seine Tochter als Gemahlin zu geben. Dieses Wiedererwachen der englischen Ansprüche auf den Thron brachte einen langen verderblichen Krieg über Frankreich. Unglücklicherweise erbte Heinrich VI. die Krankheit von seiner französischen Mutter, und England wurde nun seinerseits als Strafe für eine dynastische Heirat, durch die den Gesetzen der Erblichkeit Trotz geboten worden war, von dem Krieg der beiden Rosen verwüstet. In dem französischen Zweige des Königsgeschlechtes erlosch die Krankheit wieder; übrigens ist die Legitimität Karls VII., des berühmten Sohnes Karls VI. und der Isabella von Bayern, sehr zweifelhaft.

Die interessantesten Studien über den Ursprung und die Fortentwicklung einer erblichen Neurose bietet uns die Geschichte der ersten spanischen Könige. Soweit wir ihre Spuren zurückverfolgen können, verdankt sie ihre Entstehung*) der Heirat Juan II. von Castilien mit Isabella von Portugal (1449), der Mutter der Königin Isabella von Castilien, durch deren Verbindung mit Ferdinand von Aragonien (1469) die spanische Monarchie gegründet wurde. Mit dem Tode des schwachsinnigen Karls II. von Spanien erlosch die direkte Linie nach ungefähr 350 Jahren. Von Juan II. bis zu Karl II. haben wir acht Generationen.

*) Ließe sich vielleicht die Neurose auf Pedro I. von Portugal (1357—1367) zurückführen? Derselbe war launisch, wankelmütig und grausam, „ein leibhaftiger Teufel," so daß es schwer zu sagen ist, ob er die „Incarnation eines Dämons" oder geisteskrank war. Sein Sohn Fernando war ein bedauernswerter, schwacher Fürst. Auf Fernando folgte Juan I., ein Bastard Pedros. Dieser heiratete Philippa, die Tochter Johanns von Gent, welche ihm neben andern Kindern eine Tochter, Isabella, schenkte. Diese Prinzessin wurde die Gemahlin Philipps des Guten von Burgund und dadurch die Mutter Karls des Kühnen.

Wir wissen ein gut Teil über die verschiedenen Persönlichkeiten dieses großen Hauses: wo und wie sie lebten, mit wem sie verheiratet waren, welche Kinder sie hatten und was aus diesen geworden ist. Wir kennen ihre Grundsätze und Ansichten, ihre Erfolge und Mißerfolge, ihre Hoffnungen und Befürchtungen, ja sogar ihre Gestalten und Gesichtszüge, da ihre von den größten Künstlern Spaniens und Flanderns gemalten Portraits in dem Madrider Museum aufbewahrt werden, während uns geschwätzige Geschichtsschreiber über ihr Temperament, ihre Gefühle und selbst über ihre unbedeutendsten Gewohnheiten Aufschluß geben. Man kann sich daher auch nicht leicht einen Fall denken, in welchem sich die Entstehung und Fortentwicklung eines erblichen geistigen Defekts besser studieren ließe oder weiter zurückverfolgen ließe.

Juan II. von Castilien war, obgleich er sich einige Kenntnisse angeeignet hatte und die Litteratur liebte, in vielen Dingen bis zur Imbecillität verstandesschwach und leichtgläubig. Die Staatsgeschäfte überließ er seinen Günstlingen, und noch auf seinem Totenbett jammerte er darüber, daß er als König und nicht als Mechaniker auf die Welt gekommen sei. Seine lange Regierung, „wenn man eine fortwährende Unmündigkeit als Regierung bezeichnen will" (Prescott), war für Castilien äußerst unglücklich. Als zweite Gemahlin führte er Isabella von Portugal heim, welche Fürstin gegen Schluß ihres Lebens viele Jahre lang geisteskrank war. Sie war die Mutter jener Königin Isabella, die nach dem frühzeitigen Tode ihres Bruders Alfonso die Erbin Castiliens wurde, und durch ihre Verheiratung mit Ferdinand von Aragonien die beiden Königreiche vereinigte.

Weder Ferdinand noch Isabella zeigten irgend welche krankhaften Symptome, sondern besaßen im Gegenteil große körperliche und geistige Stärke. Ferdinand war kräftig und kaltblütig, während Isabella für gut und liebenswürdig gilt. Beide vereinigten sich, um die freien Konstitutionen in ihren Ländern zu

unterdrücken, wobei sie sich wohl nicht träumen ließen, daß die mächtige Dynastie, welche sie gründeten, in einer Reihe blödsinniger Fürsten, die lediglich Werkzeuge in den Händen anderer waren, enden würde. Von ihren vier Kindern starb Don Juan jung (1497). Maria, Königin von Portugal, starb 1498 und ihr unmündiger Sohn 1499, so daß das Erbe der Eltern auf Johanna überging, deren jüngste Schwester Katharina sich mit Heinrich VIII. von England verheirate. Die Geschichtsschreiber führen allgemein an, daß Johanna über den Tod ihres Gatten, des Erzherzogs Philipp, wahnsinnig geworden sei und seinen Leichnam in der Hoffnung, daß das Leben in denselben zurückkehren werde, nicht verlassen wollte. In ihrer Eifersucht, zu welcher ihr Gatte ihr bei Lebzeiten so reichlich Anlaß gegeben hatte, hielt sie alle Frauen von der Leiche entfernt. Heinrich VII. von England war willens, Johanna, gleichviel ob dieselbe gesund oder krank sei, zu seiner Gemahlin zu machen, besonders, da man es für zweifellos ansah, daß ihre Störung sie nicht hindere, Kinder zu gebären.*) Die Heirat kam nicht zu stande. Sie wurde von der Regierung entfernt und fast fünfzig Jahre lang in dem Schloße von Tordesillas eingesperrt gehalten. Ihr Name fand jedoch auf allen öffentlichen Dokumenten neben demjenigen ihres Sohnes Karl eine Stelle bis zu ihrem Tode, der wenige Monate vor Karls freiwilligem Rücktritt von der Regierung eintrat.

---

*) De Puebla schrieb über die vorgeschlagene Heirat: „Kein König der Welt würde einen so passenden Gemahl für die Königin von Castilien, mag dieselbe nun gesund oder krank sein, abgeben, als der König von England . . . . . . Wenn sich die Krankheit der Königin als heilbar erweisen sollte, so würde es nicht ungelegen sein, wenn sie in England lebte. Die Engländer scheinen sich wenig aus der Krankheit zu machen, besonders seit er ihnen versichert hat, daß ihre Geisteszerrüttung sie nicht hindern werde, Kinder zu gebären." — „Simancas Records of the reign of Henry VII." Edinburgh Review 117, 1863, p. 404.

Bergenroth,*) der verschiedene Jahre seines Lebens mit dem Studium der spanischen Archive in Simancas zugebracht, hat zum Zwecke des Nachweises, daß die Erzählungen über die Krankheit der unglücklichen Fürstin erfunden und nur von ihren Eltern, ihrem Gemahl und später auch von ihrem Sohne im Schwange gehalten worden seien, eine Abhandlung veröffentlicht. Er behauptet darin, daß ihre Einsperrung und Gefangennahme nur dem Ehrgeize ihres Vaters Ferdinand und ihres Sohnes Karl, die sich den Thron, dessen Erbin sie war, aneignen wollten, verdankt habe. Durch den Tod ihrer Mutter, der Königin Isabella, hatte sie nämlich die nächsten Ansprüche auf den Besitz Castiliens, und hätte beim Tode ihres Vaters die Regierung über beide Länder, Castilien und Aragonien, antreten sollen. Bergenroth weist mit Sicherheit nach, daß während ihrer Einschließung in Tordesillas die Kunde von ihrer geistigen Gesundheit sich verbreitet habe, und daß sie, nachdem sie durch die Insurrektion von 1520 ihre Freiheit wieder erhalten hatte, keinerlei Krankheitssymptome gezeigt habe, außer Unregelmäßigkeiten bezüglich der Mahlzeiten und der Stunden des Schlafs. Es scheinen jedoch Aerzte zu einem Gutachten über ihren Zustand aufgefordert worden zu sein, und wäre sie wirklich gesund gewesen, so ist schwer zu begreifen, warum sie sich nicht an ihre Befreier gewendet und sich die Macht, die dieselben so gern in ihre Hände gelegt hätten, angeeignet hat. Robertson**) erzählt, daß Johanna schon lange vor ihrer Einschließung an „schwerer, finsterer Melancholie" gelitten habe, und Prescott†) führt auf Grund eines wohlunterrichteten zeitgenössischen Gewährsmannes

---

*) „Gustave Bergenroth: a Memorial Sketch" von W. C. Cartwright, M. P. Edinburgh, 1870.

**) Robertson, „Charles V," London 1857, vol. I., p. 173.

†) „History of the Reign of Ferdinand and Isabella the Catholic of Spain," von William H. Prescott. London, 1867, vol. II. pp. 271, 272.

einen Fall von Unzurechnungsfähigkeit, der sich bereits im Jahre 1503, also ungefähr sieben Monate nach der Geburt ihres zweiten Sohnes, Ferdinand, zugetragen, an.

„Als sie einmal große Sehnsucht nach ihrem in Flandern weilenden Gemahl empfand, lief sie eines Abends bloß im Nachtgewand und ohne irgend jemandem ihres Gefolges von ihrer Absicht Mitteilung zu machen, aus dem Schloß Medina del Campo. Man folgte ihr jedoch und wandte alle Überredungskunst sowie flehende Bitten an, um sie wenigstens für die Nacht zur Rückkehr zu bewegen, aber ohne Erfolg, bis ihr Haushofmeister, der Bischof von Burgos, da er kein anderes wirksames Mittel finden konnte, um ihre Entfernung zu verhindern, die Thore des Schlosses schließen ließ.

Diese Durchkreuzung ihres Vorhabens versetzte die Prinzessin in den heftigsten Zorn. Unter Androhung ihrer schwersten Rache für den Ungehorsam ihres Gefolges und der hartnäckigen Weigerung, in das Schloß zurückzukehren, oder nur ein Überkleid anzulegen, stellte sie sich am Gitter auf, wo sie vor Kälte zitternd bis zum kommenden Morgen aushielt. Der gute Bischof, der sich in die unangenehme Lage versetzt sah, entweder die Königin durch Nachgiebigkeit gegen die verrückte Laune der Prinzessin oder die letztere durch seinen Widerstand zu erzürnen, sandte in aller Eile einen Eilboten an Isabella, um ihr das Vorkommnis zu berichten und um Verhaltungsmaßregeln zu bitten.

Die Königin, die sich in Segovia (ungefähr zwanzig Stunden entfernt) befand, wurde durch diese Nachricht aufs Höchste erregt, und schickte sogleich des Königs Vetter, den Admiral Henriquez, in Begleitung des Erzbischofs von Toledo nach Medina und traf selbst alle Vorbereitungen, ihnen so schnell als es ihre angegriffene Gesundheit erlaubte, zu folgen. Die Bemühungen dieser beiden hohen Persönlichkeiten hatten jedoch keinen größeren Erfolg als diejenigen des Bischofs, und alles, was sie von Johanna erreichen konnten, war, daß sie sich dazu verstand, während der Nacht sich in eine elende, in

der Nähe befindliche Küche zurückzuziehen, während sie darauf beharrte, mit Tagesanbruch ihren Platz am Gitter wieder einzunehmen, wo sie auch den ganzen Tag über unbeweglich wie eine Statue stehen blieb. In diesem bedauernswerten Zustand traf sie bei ihrer Ankunft die Königin, und trotz der ihr von ihrer Tochter sonst stets bewiesenen Ehrfurcht gelang es ihr nur mit den größten Schwierigkeiten, dieselbe zur Rückkehr in die Gemächer des Schlosses zu überreden. Dies waren die ersten untrüglichen Symptome des erblichen Geistesfehlers, der die letzten Tage der Mutter Isabellas getrübt und einen finsteren Schleier auf die lange Lebensbahn ihrer unglücklichen Tochter geworfen hat."

Die Dunkelheit, in welche diese Frage gehüllt ist,*) verdankt sie wahrscheinlich dem heftigen Widerwillen, den die Castilianer dagegen empfanden, dem königlichen Hause die Schmach anzuthun, daß eine Königin offen als geisteskrank erklärt werde. Wollten wir annehmen, daß Johanna das Opfer eines schändlichen Komplots geworden sei, so müßte der Sachlage nach der Kardinal Ximenes und ihre jüngste Tochter Katharina, die ihre Gefangenschaft teilten, als Mitschuldige angesehen werden, ebenso wäre schwer zu erklären, warum die Ansprüche der Prinzessin nach dem Tode ihres Gemahls nicht geltend gemacht wurden. Die Anhänger jenes Prinzen wurden durch den Gedanken, daß Ferdinand die Regierung über Castilien zufallen sollte, ernstlich beunruhigt und hätten sich, wenn Johanna fähig gewesen wäre, den Thron zu besteigen, sicherlich nicht an Philipps Vater, den Kaiser Maximilian, zu wenden gebraucht.

Vieles, was Bergenroth anführt, findet seine Erklärung in der Annahme, daß der Geist Johannas zu Zeiten verhältnismäßig klar war, eine Annahme, welche von den Zeitgenossen ausnahmslos

---

*) Bergenroth's Theorie wurde in einem Artikel der „Edinburgh Review" Nr. 268, April 1870, sorgfältig geprüft und widerlegt.

bestätigt wird. Überdies ist er selbst gezwungen, zuzugeben, daß bei der Königin am Ende ihres Lebens Dementia eintrat, eine Einräumung, die seine früheren Argumente natürlich abschwächt.

„Fünfunddreißig Jahre lang," schreibt er, „lebte sie in ihrer zweiten Gefangenschaft, so daß es kein Wunder ist, wenn ihre Vernunft nach und nach dahinschwand. Während ihrer letzten Lebensjahre war sie der Meinung, daß sie von bösen Geistern besessen sei, die sie vom Guten abhielten und sie verhinderten, ihre Kinder oder die römischen Kirchengebräuche zu lieben. Ebenso bildete sie sich ein, eine große Katze zu sehen, die die Seelen ihres Vaters und ihres Gemahls zerreiße. Diese wilden Phantasien wurden jedoch häufig von Perioden unterbrochen, in denen sie sich eines ruhigen und gesunden Urteils erfreute. Ihr physischer Zustand sank auf eine fast tierische Stufe herab, wochen-, ja monatelang blieb sie oft in ihrem Bett, das sie mit ihren Entleerungen beschmutzte, ohne je eine Reinigung zu gestatten. Auch zeigte sie bis zum Schluß ihres Lebens gegen zweierlei Abneigung: gegen Besuche ihrer sämtlichen Familienangehörigen und gegen Behelligung durch kirchliche Zeremonien."

Ihr Sohn, Kaiser Karl V., der an seiner Mutter Statt die Regierung führte, zählt zu den größten europäischen Herrschern und sein Leben rechtfertigt das Sprüchwort, daß Wahnsinn und Genie nahe verwandt sind. In seiner Jugend war er ein Mann von großer körperlicher Kraft und Gewandtheit, von außerordentlichem Scharfsinn, geistiger Fähigkeit und Geschmeidigkeit. Fast immer in Kriege und große Unternehmungen verwickelt, wurde er vom Glück wie vom Unglück geprüft. In manchen Dingen niedrig und gewissenlos, war er tief religiös, und melancholischen Anfällen unterworfen. Er hatte schlechte Zähne*); sein

*) Die Beschreibung der äußeren Erscheinung des Kaisers ist M. Mignets Werk: „Charles Quint, son abdication, son séjour et sa mort au monastère de Juste," Paris, 1857, entnommen.

Unterkiefer war länger als der obere, so daß die beiden Zahnreihen nicht aufeinander paßten, ein Fehler, der ihn am Kauen hinderte und seine Stimme am Ende eines Satzes schwer verständlich machte. Bekannt ist, daß er mehrfache epileptische Anfälle hatte. Dieselben sollen sich zwar nach seiner Verheiratung nicht wiederholt haben, jedoch blieb er von Kopfschmerzen geplagt, die ihn im Jahre 1529 sogar zwangen, sein langes Haar abschneiden zu lassen. Er war ein großer Freund von gutem Essen, trank viel Wein und wurde von seinem 30. Jahre an von der Gicht heimgesucht. Obgleich seine freiwillige Abdankung ein außerordentlicher Schritt war, so kann er doch keineswegs als ein unkluger bezeichnet werden, da der Kaiser denselben hauptsächlich seiner schlechten Gesundheit wegen that.

Karls Vater, der Erzherzog Philipp, war der Sohn Maximilians von Österreich und Marias von Burgund, der Tochter Karls des Kühnen, die im Alter von dreiundzwanzig Jahren vom Tode ereilt wurde. Die Behauptung eines oberflächlichen französischen Historiographen, daß der Wahnsinn in dem Hause Burgund geherrscht habe, hat mich zu eingehenden Untersuchungen veranlaßt. Das einzige Anzeichen einer Zerrüttung habe ich bei Karl dem Kühnen entdecken können, dessen Geist durch die vernichtenden Niederlagen, die ihm die so ungerechter Weise angegriffenen Schweizer beibrachten, verwirrt worden zu sein scheint.

Kaiser Karl hatte fünf Geschwister, einen Bruder, Ferdinand, der ihm auf den Thron folgte, und vier Schwestern — Eleonore, zuerst Königin von Portugal und später von Frankreich, Isabella, Königin von Dänemark, Marie, Königin von Ungarn und Katharina, Königin von Portugal.

Ferdinand wurde der Begründer des deutschen Zweiges des Hauses Habsburg. Sein Sohn Maximilian heiratete seine Cousine Maria, Tochter Karls V., aus welcher Ehe sechzehn Kinder hervorgingen, von denen zwei neurotische Anlagen zeigten.

So grenzte Rudolfs II. Exzentrizität und Hypochondrie an Wahnsinn; er gab sich ganz wissenschaftlichen Untersuchungen hin, vernachlässigte die Staatsgeschäfte und wurde schließlich von seinem Bruder Matthias entthront. Maximilians zweiter Sohn, Ernst, war kühl und zurückhaltend, und verfiel in solch schwere Melancholie, daß man ihn wohl kaum jemals lächeln sah. Dieß sind die beiden einzigen bekannten Beispiele, daß sich die erbliche Neurose auf das österreichische Haus übertragen hat, trotz häufigen ehelichen Verbindungen mit dem spanischen. Don Juan d'Austria, ein natürlicher Sohn Karls V. mit der Barbara Blomberg, starb, nachdem er als Feldherr große Ehren errungen hatte, im Alter von neunundzwanzig Jahren. Eine Tochter, Margareta von Östreich, die ihm von einer flämischen Dame, Margareta Vangest, geboren war, wurde Regentin der Niederlande. Diese, eine Frau mit männlichem Charakter, die von dem Kaiser sowohl die Herrschsucht als die Anlage zur Gicht geerbt hatte, war zuerst mit Alexander von Medici und später mit Oktavio Farnese verheiratet, in welch letzterer Ehe sie Mutter des berühmten Alexander von Parma wurde, eines Mannes von erstaunlichem, aber exzentrischem Genie und zweifellos des größten Feldherrn jener Zeit. Auf seine legitime Nachkommenschaft gingen die Geistesgaben des Kaisers dagegen nicht über. Er war verehelicht mit seiner Cousine Isabella, Tochter Emanuels des Großen, Königs von Portugal, und der Infantin Maria, Tochter Ferdinands und Isabellas, die ihm drei Söhne und zwei Töchter schenkte, welche sämtlich geistig gesund waren. Sein ältester Sohn, Philipp II., der eine schwächliche Statur, einen düstern, ernsten, eigensinnigen und abergläubischen Charakter besaß, war viermal verheiratet. Seine erste Gemahlin war seine Cousine Maria, Tochter Juans, Königs von Portugal und Katharinas, der jüngsten Tochter der unglücklichen Königin Johanna, die mit ihrer Mutter in dem Schlosse Tordesillas aufgezogen worden war. Don Carlos, dem der Genius Otways

und Schillers so viele Talente und Tugenden, die er niemals besessen, angedichtet, war der Sprößling dieses glänzenden aber unglücklichen Stammes.

Der Kaiser Karl, der auf seinem Wege nach dem Kloster St. Yuste in Valladolid den elfjährigen Don Carlos gesehen hatte, äußerte gegenüber seiner Schwester: „Er scheint sehr reizbarer Gemütsart; seine Sitten und Neigungen gefallen mir nicht, und ich weiß nicht, was mit der Zeit aus ihm werden wird.“ *)

Verschiedene Beobachter sprechen sich dahin aus, daß er einen launischen und ungestümen Charakter und einen schwachen und ungleich entwickelten Verstand besessen habe, wie er denn auch fünf Jahre alt wurde, ehe er ein einziges Wort sprechen lernte (Gachard). Mehrere Gesandte beschreiben ihn als einen Mann von kleiner Statur, mit einem kurzen Beine und einer niederen Schulter, einem etwas hohen Rücken und niederer Stirn, und der, wie sein Portrait zeigt, von seinem Großvater dem Kaiser Karl das weit vorstehende Kinn geerbt hatte. Das Sprechen wurde ihm schwer, und besonders verursachte ihm die Aussprache des „l“ und „r“ große Mühe. Auch hatte er schwachen Bartwuchs und war von geringer Manneskraft. Hasen und andere Tiere, die er auf der Jagd gefangen hatte, pflegte er lebendig zu rösten. „Sein Erzieher,“ schreibt Stirling-Maxwell, **) „mußte zugeben, daß es ihm nicht gelungen sei, dem Prinzen die geringste Liebe zu den Wissenschaften, in denen er folglich auch nur wenig Fortschritte machte, einzuflößen. Er habe nicht nur seine Bücher gehaßt, sondern auch keine Neigung für das Stockspiel oder die noch nötigere Ausbildung im Fechten gezeigt und sei so unvorsichtig und ungeschickt auf dem Pferde gesessen, daß man ihn aus Furcht vor einem Unfall nicht oft

*) Mignet, p. 152.

**) „The Cloister Life of the Emperor Charles the Fifth“ von William Stirling, 1853, p. 145.

reiten zu lassen wagte. Dem Kaiser, der alle männlichen Übungen mit dem Eifer und der Geschicklichkeit eines echten Burgunders liebte und betrieb, muß es nicht wenig Verdruß verursacht haben zu erfahren, daß die Tapferkeit des Herzogs Karl und Kaisers Max, die bei seinem Sohne Philipp bereits bedauerlich abgenommen hatte, in der nächsten Generation erloschen zu sein schien."

Im Alter von sechzehn Jahren wurde Don Carlos die Universitätsstadt Alcala als Residenz angewiesen, in welcher er einen schweren Fall auf den Kopf that, der Erysipelas (Rose) im Gefolge hatte. Da die Ärzte einen Schädelbruch vermuteten, wurde die Hirnschale trepaniert. Einige Tage lang war sein Leben aufgegeben, nachdem sich unter den Symptomen Delirium und Paralyse des rechten Beines gezeigt hatten.

Es kann daher nicht Wunder nehmen, wenn einige Geschichtsschreiber*) seine spätere sonderbare Aufführung einer durch diesen Fall hervorgerufenen Geisteszerrüttung zuschreiben, wie es ja auch leicht sein kann, daß diese Verletzung eine weitere Störung in dem zuvor schon kranken Hirn hervorrief, obwohl die Vorkommnisse in seinem Jünglingsalter sich lediglich als natürliche Fortsetzung seiner Kindheit und Knabenzeit darstellten. Er machte wilde und sinnlose Angriffe auf Geistliche und hochgestellte Edelleute des Hofes und behelligte Frauen auf offener Straße mit höchst unziemlichem Gebaren. Nach Prescotts Bericht befahl der Prinz einst seinem Schuster, ihm ein Paar Stiefel weiter als gewöhnlich zu machen, um zwei kleine Pistolen darin unterbringen zu können, was sein Vater nicht zugeben wollte. Als der Prinz dann seinen Befehl nicht befolgt sah,

*) Vergleiche Cox „House of Austria," vol. I., London 1847, p. 487. „History of the Reign of Philip II., King of Spain," von William H. Prescott, London, 1860, vol. II. pp. 470, 471. Eine weitere ausgezeichnete Biographie dieses Prinzen finden wir in M. Gachards Werk, „Don Carlos et Philippe II., Bruxelles, 1863.

schlug er den armen Handwerksmann, ließ das Leder in Stücke schneiden und dämpfen, und zwang den Schuster, auf der Stelle so viel davon hinunterzuwürgen, als er im stande war. Als ein anderesmal ein Geldverleiher in der bekannten prahlerischen castilianischen Weise erklärte, alles was er besitze, stehe zu des Prinzen Disposition, nahm ihn dieser beim Wort und zwang ihn, ihm 50,000 Dukaten auszuzahlen, die er dann in rücksichtsloser Weise verschwendete.

Sein Vater stellte ihn als geisteskrank hin und behandelte ihn wie einen Verbrecher, d. h. des Prinzen Ausschreitungen gegen andere ließ er als Folgen seiner Geistesstörung gelten, während er dessen Drohungen und Ungehorsam gegen seine Person unter dem Gesichtspunkte von Verbrechen betrachtete. Er wurde von seinem unbarmherzigen Vater in harter Gefangenschaft gehalten, in welcher er wiederholt Selbstmordversuche machte, sich Ausschweifungen im Essen hingab uud im Alter von dreiundzwanzig Jahren starb. Philipps zweite Gemahlin, Maria, Königin von England, eine Cousine seines Vaters, gebar ihm keine Kinder, ein Glück für das Land, da es kaum zweifelhaft war, daß Maria Tudor gegen Ende ihres Lebens an hysterischer Geistesstörung litt. Seine dritte Gemahlin, Elisabeth von Frankreich, beschenkte ihn mit zwei Töchtern, die in die Häuser von Östreich und Savoyen heirateten. Als vierte Gemahlin erkor er seine eigene Nichte, die Tochter Maximilians II. und Marias, der Tochter Karls V. Konnte auch der Papst seine Dispensation für diese Ehe erteilen, so konnte er doch keineswegs die aus der Verbindung entsprießenden Nachkommen vor den Folgen derselben beschützen. Philipp hatte aus dieser Ehe nämlich drei Söhne und eine Tochter, die alle jung starben, und einen Sohn, der ihm als Philipp III. auf den Thron folgte. Mit Philipp II., dem bigotten Tyrannen, schwand jedoch die ganze Macht der spanischen Linie dahin. Das Volk war in knechtische Abhängigkeit gesunken, hatte keine Stimme in den

Staatsangelegenheiten und hatte jetzt Könige über sich, die zur Regierung unfähig waren. Daher verfiel die spanische Macht nun eben so schnell als sie emporgeblüht war. Auf Philipp III., einen Mann von schwachem und indolentem Charakter, der von unwürdigen Günstlingen beherrscht wurde, folgte Philipp IV., dessen Regierung eine Reihe großer Unglücksfälle war. Er war indolent und wollüstig, besaß aber einige natürliche Gaben, so z. B. für die schönen Künste, wie er denn selbst eine Tragödie geschrieben haben soll. Von seinen Söhnen starb einer Namens Prosper, der von Geburt auf an konvulsivischen Anfällen litt, frühzeitig, während ihm ein jüngerer unter dem Namen Karl II. in der Regierung folgte. Von diesem unglücklichen Prinzen gibt Lord Macaulay folgende Schilderung:

„Schon bei seiner Geburt schien ein giftiger Mehltau auf seinen Körper und Geist gefallen zu sein und der schwache Lebensfunke war nur mit großer Schwierigkeit bewahrt und zu einer trüben, flackernden Flamme angefacht worden, und seine Kindheit glich, wenn er nicht in einen krankhaften Schlaf gewiegt und gesungen werden konnte, einer immerwährenden, mitleiderweckenden Wehklage. Die ersten zehn Jahre seines Lebens verbrachte er auf dem Schoße seiner Wärterinnen und man ließ ihn niemals auf seinen schwächlichen Beinchen stehen. Keiner jener kleinen, in die elendesten Lumpen gehüllten Bettler und Faullenzer, die Murillo so gerne malte, hatte weniger Unterricht genossen, als dieser despotische Beherrscher von dreißig Millionen Unterthanen. Die wichtigsten Ereignisse in der Geschichte seines eigenen Landes, ja selbst die Namen der Provinzen und Städte, die zu seiner äußerst wertvollen Besitzung gehörten, waren ihm unbekannt und man kann wohl mit Recht bezweifeln, ob er wußte, daß Sizilien eine Insel sei, daß Christoph Kolumbus Amerika entdeckt habe und daß die Engländer keine Muhamedaner seien. Obgleich er in seiner Jugend zu blödsinnig war, um irgend ein Studium oder eine praktische Beschäftigung

auszuüben, war er doch fähig, sich zu unterhalten. Er schoß, ging auf die Falkenbeize, jagte und ergötzte sich mit dem Wohlbehagen eines echten Spaniers an zwei Anblicken: an einem Pferde, dessen Eingeweide von einem Stier herausgerissen waren und an einem sich auf dem Scheiterhaufen windenden Juden. Zur Zeit, in der gewöhnlich der mächtigste Trieb im Menschen aus seiner Ruhe erwacht, hoffte man, daß sich der junge König weiblicher Anziehungskraft gegenüber nicht unbesieglich zeigen und einen Prinzen von Asturien, der ihm auf den Thron folgen könne, zeugen würde. In der königlichen Familie Frankreichs fand man eine Gemahlin für ihn, deren Schönheit und Anmut ihm ein schwaches Vergnügen bereitete. Er gefiel sich darin, sie mit Juwelen zu schmücken, sie tanzen zu sehen und ihr von seinen Jagderlebnissen mit Hunden und Falken zu erzählen, bald jedoch zischelte man sich zu, daß die junge Königin nur dem Namen nach seine Frau sei. Sie starb, und ihre Stelle wurde von einer deutschen Prinzessin, einer nahen Verwandten des kaiserlichen Hauses, eingenommen. Aber auch diese zweite Heirat blieb gleich der ersten unfruchtbar, und lange ehe der König die Blüte seines Lebens hinter sich hatte, begannen alle Politiker Europas es für gewiß vorauszusetzen, daß er der letzte Sprößling von der männlichen Linie Karls V. sein würde. Unterdessen hatte sich eine trübe, grübelnde Melancholie seiner Seele bemächtigt; die Unterhaltungen, welche seine Hauptbeschäftigungen während seiner Jugend gewesen waren, wurden ihm widrig und er hörte auf, an seinen Netzen und Saupießen, an Fandango und Stiergefechten Vergnügen zu finden. Manchmal schloß er sich vor den Augen der Höflinge in ein inneres Zimmer ab, ein anderes Mal lungerte er wieder von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang in der düsteren und rauhen Wildnis, die den Escurial umgibt, umher. Die Zeit, die er nicht in apathischem Stumpfsinn verbrachte, wurde zwischen kindischen Spielen und kindischer Gottesverehrung vertändelt. Er hatte große Freude

an seltenen Tieren und noch größere an Zwergen. Waren keine fremden Tiere und winzige Menschen vorhanden, um die schwarzen Gedanken, welche seine Seele erfüllten, zu zerstreuen, so plapperte er Aves und Credos her, beteiligte sich an Prozessionen, hungerte manchmal freiwillig, während er sich ein andermal wieder geißelte. Endlich vervollständigte ein Zusammentreffen von Krankheiten den Verfall aller seiner Kräfte. Sein Magen wurde krank, was nicht Wunder nehmen kann, da die Mißbildung der Kinnladen, ein charakteristisches Merkmal in der Familie, bei ihm so ausgeprägt war, daß er seine Nahrung nicht kauen konnte, weshalb er sich angewöhnt hatte, Ollas und süße Speisen so, wie sie ihm vorgesetzt wurden, hinunterzuschlingen. Er war epileptisch und hatte sein Haar, sowie seine Augenbrauen im Alter von fünfunddreißig Jahren verloren."

Dieser Monarch, der im Jahre 1700 starb, hinterließ ein Testament, in welchem er alle die Millionen, die seiner Herrschaft unterstellt gewesen waren, dem Enkel Ludwigs XIV. von Frankreich hinterließ. Die Unzufriedenheit der Nebenprätendenten führte zu dem berühmten Erbfolgekrieg, an dessen Ende, nachdem viele Menschenleben hingeopfert worden waren, der bourbonische Prinz unter dem Titel Philipp V.*) im Besitz Spaniens verblieb.

In dieser Skizze haben wir die Spur einer erblichen Neurose in einer Familie 350 Jahre lang verfolgt und gesehen,

*) Es ist ungewiß, ob die Neurose mit dem spanischen Königshause erlosch. Philipp V. war der Sohn des Dauphins Ludwig, dessen Mutter, Maria Theresia, die Tochter Philipps IV. von Spanien und Gemahlin Ludwigs XIV. war. Sie war äußerst beschränkt. Philipp verzichtete wegen Schwächlichkeit und Gleichgiltigkeit zweimal auf die Krone. Sein Sohn und Nachfolger, Ferdinand VI., wurde geisteskrank. Sein Stiefbruder Karl III. war ein sehr talentierter Prinz, während der Sohn desselben blödsinnig war und zur Regierung unfähig erklärt wurde.

wie dieselbe manchmal eine Generation übersprang und in verschiedener Form und Stärke als Epilepsie, Hypochondrie, Melancholie, Manie und Imbecillität auftrat, um schließlich die direkte königliche Linie Spaniens zum Erlöschen zu bringen. Der verderbliche Hang des Blutes wurde durch Heiraten mit nahen Verwandten desselben Geschlechts verstärkt, und es ist daher der Erwähnung wert, daß das Haus Österreich, welches mit der spanischen Linie so oft durch Heirat verschwägert war, nur wenige geisteskranke Mitglieder hatte und endlich den Erbfluch ganz abschüttelte. Die Kraft, die den ersten spanischen Königen innewohnte, erscheint in ihren illegitimen Abkömmlingen wieder, und nur die in der Ehe geborenen erbten deren Schwäche. Trotz des bekannten Erbfehlers wurde um eine Partie mit Spanien von den königlichen Familien Europas sehr gebuhlt, wofür wir uns als Beispiel nur das einfältige Ungestüm Jakobs I. von England, seinen Sohn Karl mit der Infantin Maria zu verheiraten, ins Gedächtnis zurückrufen wollen. Wer die Geschichte mit Aufmerksamkeit verfolgt, muß erkennen, wie viel auf die Abstammung ankommt, aber nicht auf Abstammung im Sinne des Gesetzes und der Heraldik. Ein Mann, der gut gebaut, kräftig, geistig begabt ist und die Fähigkeit viel zu leisten und viel zu ertragen besitzt, ist edel geboren, während ein mit Epilepsie, Geisteskrankheit und Skropheln behaftetes Geschlecht notwendigerweise, mag sein eingebildeter Rang auch sein welcher er wolle, geringer Herkunft und in der That der Fortpflanzung nicht wert ist. Die königlichen Familien Europas haben den Hang gezeigt, sich abzusondern, als ob der Besitz politischer Macht einem Geschlecht besonders tüchtige Eigenschaften verleihen könnte; und dies führt sie dahin, Verbindungen zu suchen, von denen eine gesunde Anschauung sie abhalten müßte, während sie Heiraten, die ihr Blut zu verbessern pflegen, als morganatische oder linkshändige brandmarken. Hätten ihre Unterthanen in diesen ihr Interesse so

tief berührenden Fragen die geringste Stimme, so würden dieselben das Heiraten zwischen zwei königlichen Familien, in denen der Wahnsinn heimisch ist, verhindern im Hinblick auf die schweren Gefahren, die nicht nur für die Familie selbst, sondern auch für die unter deren Szepter stehende Nation, welche später für die Thorheiten seiner Herrscher leiden muß, sich daraus ergeben.

IV.

Russische Herrscher.

Es gibt Völker, die zu hochsinnig und zu vernünftig sind, um sich überhaupt einer tyrannischen Herrschaft zu fügen, andere dagegen lassen sich von einem Herrn, der sich in ihrer nächsten Nähe befindet, viel gefallen; allein gerade diese Neigung, sich von einem unmittelbaren Vorgesetzten beherrschen zu lassen, macht dann die Gründung eines umfassenden despotischen Reiches unmöglich. Der Herrscherwahnsinn läßt sich nicht allein vom Gesichtspunkte des seine Herrschaft mißbrauchenden Tyrannen aus betrachten, sondern auch von dem des Volkes aus, das sich derselben unterwirft; und für beide begegnen wir in der Geschichte Rußlands*) merkwürdigen Beispielen. Die Russen sind roh und grausam gegen ihre Untergebenen, dagegen aber lassen sie sich von ihren Vorgesetzten gerne ein großes Maß von Druck gefallen. Sie sind gleichzeitig herrschsüchtig und knechtisch, hochfahrend und unterwürfig. Zwischen Asien und Europa mitten inne stehend vereinigt Rußland europäisches Organisationstalent mit

*) Die Hauptquellen für das vorliegende Kapitel sind: Dr. Ernst Hermanns Geschichte des „Russischen Staates", Hamburg 1846, Walter K. Kelly's „History of Russia", London 1854 und „History of Russia" in Lardner's Cyklopädie, London 1836.

dem knechtischen Wesen Asiens. Zum Teil mag dieser Charakter des Volkes mit seiner Abstammung zusammenhängen, andere Züge desselben lassen sich wiederum aus seiner früheren Geschichte erklären. Unter der rohen Gewaltherrschaft der Mongolen lernten die Russen das äußerste Maß von Grausamkeit kennen, das der Überwundene über sich ergehen lassen muß. Infolge der Verheerung des Landes durch die Tartaren und dessen Verwüstung durch Bürgerkrieg war Elend, Blutvergießen und Grausamkeit dem ganzen Volke zur Gewohnheit geworden. Der Despotismus war sogar im Familienleben eingewurzelt. Die Kinder waren Sklaven des Vaters, der sie viermal verkaufen durfte, die Ehefrau wurde härter behandelt als in Asien. Der Hausvater herrschte in seiner Blockhütte nicht minder despotisch als der Zar im Kreml. Kriegsgefangene wurden zu Sklaven gemacht, und die durch die Raubzüge der Tartaren oder die inneren Kriege um ihr Besitztum Gebrachten vermochten dem Hungertod nur durch Selbstverkauf zu entrinnen. Grund und Boden befand sich ausschließlich in den Händen des Kriegerstandes. Die Städte waren über ein weit ausgedehntes verwüstetes Land zerstreut; was sie an Freiheiten besaßen, wurde ihnen von den Kriegshauptleuten entrissen. Nur durch eine starke Konzentration der Gewalt vermochte der Staat überhaupt sein Dasein zu fristen. Das Volk blickte auf den Zar als seinen Beschützer gegen die Tartaren ebenso wie gegen die Edelleute. Außerdem waren offenbar die moskowitischen Fürsten während des 15. und 16. Jahrhunderts ein kräftiges langlebiges Geschlecht. Diese Umstände begünstigten den Mißbrauch der Gewalt in einem Maße, daß wir uns nicht wundern dürfen, wenn einer der russischen Zaren, Iwan IV., gewöhnlich der Schreckliche genannt, gerechten Anspruch darauf hat, als der größte Tyrann betrachtet zu werden, den die Geschichte kennt.

Sein Vater Wassili starb 1533, als Iwan drei Jahre alt war, und seine Mutter Helena wurde Regentin. Da sie sich

durch Ausschweifungen und Grausamkeiten verhaßt machte, so wurde sie nach Verfluß von vier Jahren durch Gift bei Seite geschafft. Während ihrer Regierung waren Iwans drei Oheime umgebracht worden. Der junge Zar fiel einer Rotte von Verschwörern um die andere in die Hände, welche bald in seinem, bald in eigenem Namen Grausamkeiten verübten. Er mußte sich mancherlei Beleidigungen gefallen lassen und schwebte wiederholt in Lebensgefahr; seine Lieblinge mußte er vor seinen Augen umbringen sehen. Zu gleicher Zeit durfte er alle seine knabenhaften Launen an den Schwachen und Hilflosen auslassen. Unter dem Beifall oder dem Gelächter seiner Genossen lernte der junge Zar Tiere zu tode zu quälen, Weiber und Kinder zu überfahren, die seinen Pferden unter die Hufe gerieten, mit seinem Gefolge sich allenthalben umsonst einzuquartieren und Bittsteller, die seine Gnade oder seine Gerechtigkeit anriefen, vor seinen Augen foltern zu lassen.

Trotz dieser elenden Erziehung war er für gute Einwirkungen noch nicht unzugänglich. Im Jahr 1547, als Iwan siebzehn Jahre alt war, brach in der Hauptstadt eine Feuersbrunst aus, welche einen großen Teil derselben in Asche legte. Wenige Monate darauf vollendete ein zweiter Brand mit Hilfe eines heftigen Windes die Zerstörung Moskaus. Siebzehnhundert Menschen sollen in den Flammen umgekommen sein. Der Pöbel beschuldigte in argwöhnischer Wut die Prinzessin Anna, Iwans Großmutter, und zwei ihrer Söhne, den Brand veranlaßt zu haben. Es brach eine Empörung aus, wobei der eine der Söhne in einer Kirche, in der er Zuflucht gesucht hatte, getötet wurde, und drei Tage darauf erschien ein Volkshaufe in Vorobievo, dem Aufenthalt Iwans, und verlangte die Auslieferung der Prinzessin Anna und ihres noch übrigen Sohnes. Einige der Rädelsführer ließ Iwan greifen und hinrichten, andere machten sich flüchtig. Mitten unter diesen Wirren trat in Vorobievo eine jener interessanten Erscheinungen auf, welche,

wie die Propheten des alten Testamentes oder die orientalischen Derwische, einem Tyrannen die Wahrheit zu sagen wagten. Sylvester, ein Mönch aus Nowgorod, so erzählt der russische Chronist Kurbski, trat vor den Zaren. „Er beschwor ihn im Namen des rächenden Gottes, ein besseres Leben zu führen und erzählte ihm von Wundern und göttlichen Erscheinungen, welche ihm zu teil geworden seien. Es ist übrigens ungewiß, ob diese auf Wahrheit beruhten, oder vielmehr nur mit Rücksicht auf das kindische und gedankenlose Treiben des verblendeten Herrschers erfunden waren. Denn wie viele Leute ihre Dienstboten anweisen, ihre Kinder durch die Furcht vor Gespenstern von nichtsnutzigen Vergnügungen in schlechter Gesellschaft abzubringen, so war es vermutlich dieses Priesters Absicht, ein großes Übel durch harmlose Drohungen und frommen Betrug abzustellen, und er erreichte auch seinen Zweck. Er heilte dadurch wirklich des Fürsten Seele von ihren Krebsschäden." Unter dem vereinten Einfluß Sylvesters, des jungen, äußerst tüchtigen Edelmannes Alexis Adashew und der liebenswürdigen Gattin des jungen Fürsten, Anastasia, wurden dessen schlimme Neigungen im Zaume gehalten und dreizehn Jahre lang erfreute sich Rußland einer ungewohnten Zeit guter innerer Regierung und günstiger auswärtiger Verhältnisse. Das Heer erhielt eine bessere Verfassung; ein neues Gesetzbuch wurde entworfen, eine Buchdruckerei wurde eingerichtet; Archangel wurde gegründet und Handelsverbindung mit England durch das Weiße Meer angeknüpft; auf Grund von Erfolgen in Liefland wurde die Grenze gegen die Ostsee zu vorgeschoben und durch die Eroberung von Kasan und Astrachan wurde das Reich bis zum kaspischen Meere ausgedehnt. Festungen wurden angelegt, um die Tartaren der Krim im Schach zu halten, und die Türken wurden zurückgetrieben. In diesen Kriegen kostete Iwan Blut; seine Tigernatur war erwacht und er ertrug nur mit steigender Ungeduld die Schranken von Mäßigung und Rücksicht, womit

die oben erwähnten tüchtigen Räte ihn zu umgeben suchten. Im Jahre 1552 fand er einen genehmeren Ratgeber an dem abgesetzten Bischof Vassian von Colomna. „Wie kann ich ungestört herrschen," fragte Iwan, „und die Großen und Mächtigen mir gefügig machen?"

„Sei schlauer als sie," war die Antwort des abgefeimten alten Mönchs, „behalte keinen Ratgeber, der gescheiter ist als du selbst, und du wirst unbeschränkt herrschen; ein Gescheiterer dagegen wird dich zu seinem Sklaven machen." Iwan küßte dem Alten die Hand und rief allen Ernstes aus: „Mein eigener Vater hätte mir keinen heilsameren Rat zu erteilen vermocht."

Beim Tode der guten Anastasia durchbrach seine Tyrannennatur alle Schranken. Sylvester und Adashew fanden es geraten, Moskau zu verlassen.

In einem noch vorhandenen Briefe sagt Iwan:

„Dieser schlaue Heuchler (Sylvester), der mich mit süßen Worten betört hat, dachte nur an weltliche Macht und verband sich mit Adashew, um das Reich ohne den Zaren zu beherrschen, den sie beide verachteten. Sie fachten aufs Neue in den Bojaren den Geist des Eigenwillens an und teilten Städte und Provinzen unter ihre Anhänger, drängten sich in den kaiserlichen Rat nach ihrem Belieben ein und besetzten alle Stellen mit ihren Kreaturen. Ich war ein Sklave auf dem Throne; sie schleppten den Zar wie einen Gefangenen mit einer Handvoll Soldaten durch das gefahrvolle Feindesland (Kasan) ohne Rücksicht auf seine Gesundheit und sein Leben. Sie erfanden kindische Schrecknisse, um meine Seele zu ängstigen. Sie verlangten Dinge von mir, die über die menschliche Natur hinausgehen. Sie verboten mir, die heiligen Klöster zu besuchen und wollten mir nicht gestatten, die Deutschen zu züchtigen (Liefland zu bekriegen). Sie haßten und verleumdeten die Zarin Anastasia und begünstigten auf jede Weise den Prinzen Wladimir Androwitsch; soll man sich da wundern, daß ich entschlossen bin, kein

Kind mehr in den Jahren der Mannheit sein zu wollen und das Joch abzuschütteln, das ein verschmitzter Priester und ein undankbarer Diener dem Reiche auferlegt haben?“ —

Adashew und Sylvester wurden bald angeklagt, der Zarin nach dem Leben getrachtet zu haben, und als sie um die Erlaubnis baten, vor dem Zar erscheinen zu dürfen, um sich zu reinigen, sagten die Schmeichler, von denen Iwan nunmehr umgeben war: „Wenn du diesen elenden Zauberern gestattest, dir vor die Augen zu kommen, werden sie dich umgarnen, dich den großen, berühmten, weisen, gottgekrönten Zar, und dir vorschreiben, wie viel du essen und trinken und wie du mit der Zarin leben sollst. Sie werden dir weder im Kleinen noch im Großen deinen Willen lassen, und wenn du sie vor dich kommen lässest, so werden sie dich abermals mit Blindheit schlagen. Bist du nicht erst zum richtigen Gebrauch deines Verstandes gelangt, seit du sie weggejagt hast?“ — Adashew wurde ins Gefängnis geworfen, wo er bald darauf starb; Sylvester aber auf eine wüste Insel im Weißen Meere verbannt.

In dem unermüdlichen Bestreben, die Bojaren zu demütigen, befolgte Iwan die Politik seines Vaters und seines Großvaters, Iwans des Großen. Ausgangs des Winters 1565 zog sich der Zar auf ein Dorf bei Moskau zurück, von wo er einen Brief ausgehen ließ, worin er sich über die Wirren während seiner Minderjährigkeit bitter beklagte und die Bürger, Kaufleute und das Volk seiner guten Gesinnungen gegen sie versicherte. Am Schluß erklärte er, da er so viel Widerstreben finde, so gedenke er, tief bekümmert das Reich zu verlassen und den Weg zu gehen, den Gott ihm zeigen würde.

Dieser arglistige Brief, den der Metropolit von Moskau dem Volk vorlesen mußte, hatte die gewünschte Wirkung. Anarchie erschien allen noch schlimmer als Despotismus. „Der Zar hat uns verlassen,“ schrie das Volk, „wir sind verloren! Wer wird unser Schutz sein im Kriege mit den Fremden? Wie kann die Herde

ohne Hirten sein?" Der Metropolit wurde an ihn entsendet, um ihn um seine Rückkehr zu bitten. Niemand wünschte, daß die Schuldigen entrinnen. In einem Monat erklärte sich Iwan bereit zurückzukommen. Jedermann war erstaunt über die Veränderung in seinem Aussehen. Bei seinem Weggang war er groß und stark, von schöner Haltung, guter Farbe, scharfen grauen Augen, vollem rotem Bart, starken Schultern und breiter Brust. Nun hatte er Haar und Bart verloren, seine Augen waren matt und sein Körper gebrochen. Höchst wahrscheinlich hatte er an einer Krankheit gelitten, welche die Gefährten des Kolumbus mit nach Europa gebracht hatten. Aber jetzt konnte er die ersehnte Rache an den Bojaren nehmen, die ihm so lange im Wege gestanden waren. Er errichtete eine Leibgarde von 6000 Mann, die sogenannte Opritschnina, welche an ihren Sattelknöpfen den Kopf und den Schwanz eines Hundes trugen, zum Zeichen, daß sie bereit seien, die Feinde des Zaren zu zerreißen und hinwegzufegen. Mit Haufen dieser Mordgesellen ritt er in seinem eigenen Gebiet umher und vertrieb die Bojaren zu tausenden aus ihren Besitzungen. Oft und viel kamen Weiber und Kinder derselben im Schnee um, da jedermann sich fürchtete, ihnen Beistand zu leisten. Gar Manche, die im stande gewesen waren, zwei- oder dreihundert Reisige aufzubringen und tausende von Rubeln zu bezahlen, sah man jetzt bettelnd von Thür zu Thür gehen; dagegen wurden andere, die deren Leibeigene gewesen waren, in den Besitz ihrer Ländereien gesetzt, so daß Leute, die den Pflug zu führen gewohnt waren, jetzt mit einem berittenen Gefolge von fünfzig oder hundert Mann erschienen; allein da diese Emporkömmlinge kein Geld zum Beginn ihrer Wirtschaft hatten, so nahmen sie von den armen Bauern, die ihnen zugefallen waren, in einem Jahr so viel, als diese sonst in zehn bezahlt hatten. Allenthalben wurden Angeber unterhalten, Furcht herrschte in aller Herzen. Iwan schloß sich in seinem mit Mauern und Gräben umzogenen Palaste zu Alexandrowa ein. Bereits acht Tage nach Anastasias Tode nahm

er als zweite Frau eine Tscherkessin von rohem Charakter, die einen schlimmen Einfluß auf ihn übte. Im Lauf der Zeit nahm er sieben Frauen nach einander.

Es war Sitte in Rußland, in den Provinzen überall die schönsten jungen Mädchen zu versammeln und dem Zaren freizustellen, sich aus deren Mitte eine Gattin zu wählen, eine Sitte, die sich bis zu Peter dem Großen erhielt. Zu den Zeiten der Romanoffs wurden die schönen Bewerberinnen anständig behandelt, aber bei Iwan gab jede folgende Heirat nur den Anlaß zu neuer Bedrückung und Beleidigung seiner Unterthanen oder Sklaven, wie sie sich selbst bezeichneten.

Im Jahre 1570 ließ Iwan 2000 junge Mädchen nach Alexandrowa aus allen Teilen Rußlands zusammenbringen, und hielt dieselben nahezu ein Jahr in entehrendem Gewahrsam.*) Nach einiger Zeit setzte Iwan die Zahl der Bewerberinnen auf vierundzwanzig herab, dann auf zwölf. Aus diesen wählte er eine Gattin für sich und für seinen Sohn. Von den Mädchen wurde eine Anzahl an seine Diener verteilt, die übrigen zogen wieder heim.

Niemand war sicher vor seinen zügellosen und unnatürlichen Begierden. Ein Band würde kaum hinreichen, um alle die Launen und wahnsinnigen Grausamkeiten aufzuzählen, die man

*) Hermann, Band III., p. 222. Dieselbe, so yme deuchte, zu heirathen nicht gefellig, gebraucht er zu schandtbarer fleischlichen Wollust, gab ihr etwas und verheirathet dieselbig unter seine Henkersbuben oder wurde auch gar ledig ausgestoßen. Taube und Kruse S. 231.

Der Däne Ulefeldt sagt in seinem Reisebericht vom Jahre 1579 von Iwan (p. 19): Habet (ut aiunt), in Gynaeceo suo 50 virgines ex illustri familia oriundas ex Livonia abductas quas secum, quo se confert, ducit, iis loco uxoris, tanquam ipse uxoratus non sit, utens; und Oderborn p. 262: Pellices et concubinas cum filiis subinde permutavit.

von ihm berichtet. Und dabei handelt es sich nicht etwa um gelegentliche Verbrechen und Verirrungen während eines langen Lebens, sondern um Äußerungen eines stufenweisen und ungehemmt sich entwickelnden Wahnsinns bei dem unumschränkten Gebieter über etwa zwölf Millionen willenloser Sklaven. Sechsundzwanzig Jahre verlebte Iwan in einem Dunstkreise von Argwohn, Furcht, Eifersucht und Haß, indem er ohne Gewissensbisse seinen mörderischen Trieben und seinen grausamsten Launen frönte, und inmitten seines rohen und knechtischen Volkes sich seinen schlimmsten Leidenschaften und seinen niedrigsten Neigungen hingab.

Wir wollen einige wenige Beispiele aus dem reichen Berichte Hermanns herausgreifen, der seine Mitteilungen auf die wörtlichen Äußerungen zahlreicher Gewährsmänner stützt — auf russische Chroniken und auf die Berichte von Gesandten und Kaufleuten aus Deutschland, Polen, England, Dänemark und Italien.

Einer seiner Lieblingsspaßmacher hatte irgend einen unglücklichen Scherz gemacht worauf der Zar ihm eine Schüssel mit heißer Suppe über den Kopf goß. Als der arme Narr in ein Schmerzgebrüll ausbrach und weglaufen wollte, stieß ihm Iwan ein Messer in den Leib, so daß er blutüberströmt zusammenstürzte. Nun rief man Dr. Arnolph. „Kuriere mir meinen ehrlichen Diener," sagte der Zar zu diesem, „ich habe unvorsichtig Scherz mit ihm getrieben." „So unvorsichtig," antwortete Arnolph, „daß nur Gott und Eure zarische Majestät ihn wieder aufbringen können. Es ist kein Leben mehr in ihm."

Ein anderes Mal trat ein Edelmann vor Iwan, während dieser bei Tische saß. Er neigte sich zur Erde und begrüßte den Herrscher mit der herkömmlichen Unterwürfigkeit. Der Zar versetzte darauf: „Möge es dir wohl gehen, mein lieber Woiwode; du bist unserer Gnade würdig," dabei schnitt er ihm mit einem Messer ein Ohr ab. Jedes Schmerzenszeichen unterdrückend,

dankte der arme Mann dem Zaren für seinen gnädigen Scherz und wünschte ihm eine gesegnete Regierung.

Feodor, der neunzehn Jahre lang sein Stallmeister gewesen wesen war, wurde — und zwar, wie einige meinen, auf Anstiften des Tyrannen selbst — beschuldigt, daß er ihn habe vom Throne stoßen wollen. Iwan ließ den alten Mann vor dem ganzen Hofe mit dem kaiserlichen Gewande und der Krone bekleiden, ihn auf den Thron setzen und ihm das Szepter in die Hand geben. Dann nahm er vor demselben den Hut ab und verneigte sich vor ihm mit den Worten: „Ich wünsche dir Wohlergehen, großer Zar der Russen. Siehe, du hast die ersehnte Würde erlangt. Aber wie ich die Macht habe, dich zum Rang des Zaren zu erheben, so habe ich auch die Macht, dich wieder abzusetzen.“ Damit stieß er dem alten Mann ein Messer ins Herz.

Manchmal ließ er bei seinen Gelagen die Schüsseln wegnehmen und rief seine Henkersgenossen auf, um mit ihnen die Littauischen Gefangenen abzuschlachten. Wie Kurbski berichtet, riß dabei einer der Gefangenen dem Tyrannen die Lanze aus der Hand und würde ihn durchbohrt haben, hätte ihn nicht der Zarewitsch niedergehauen, der sich an der Metzelei nicht minder ergötzte als sein Vater. Nachdem sie ungefähr ein Hundert abgeschlachtet hatten, kehrten sie unter Triumphgesang zum Mahle zurück. Von einem Arzte ließ er sich ein Gift zubereiten, das so abgestuft werden konnte, daß es einen Menschen in einer halben, oder einer ganzen, oder auch erst in mehreren Stunden tötete, und mehr als hundert Menschen mußten bei den damit angestellten Versuchen ihr Leben lassen.

Im Jahre 1569 schickte Iwan seinen Vetter Wladimir an die Spitze des Heeres, das er in Nischnji-Nowgorod zusammenzog, und um demselben Ehre zu bezeigen, empfing ihn die Einwohnerschaft von Kostroma in festlichem Zuge. Auf die Nachricht hievon geriet der Herrscher in eine solche Wut, daß er die Veranstalter dieses festlichen Empfanges nach Moskau befahl

und sie daselbst hinrichten ließ. Wladimir ließ er freundlich einladen, ihn in Alexandrowa zu besuchen.

Als sich die Nachricht von seiner Annäherung verbreitete, ließ Iwan das Dorf, durch das er gerade reiste, umstellen und ihm sagen, er werde nicht als Bruder, sondern als Feind empfangen werden. Der Hofkoch mußte eine Schale voll Gift bereiten. Dann wurden Wladimir mit seiner Gattin Eudoxia, zwei erwachsenen Töchtern und zwei noch jüngeren Söhnen vor den Zar gebracht, wo eines nach dem andern aus der Schale trinken mußte. Die Kammerfrauen und Dienerinnen Eudoxias, welche ihn nicht um Gnade anflehen wollten, ließ Iwan nackt vor das Volk führen und dann erschießen. Wladimirs alte Mutter, die sich in ein Kloster zurückgezogen hatte, wurde auf seinen Befehl ertränkt.

Iwan pflegte sich Bären zu halten, die er dann und wann zu seiner Unterhaltung auf das Volk losließ. Einen Menschen zwang er einmal, seinen Bruder, einen andern, seinen Vater zu töten. Gatten oder Kinder wurden als Leichen an den Platz festgebunden, den sie am häuslichen Tische einzunehmen gewohnt waren, und die Frauen oder Mütter derselben gezwungen, tagelang den teuren Toten gegenüber zu sitzen.

„Wie die meisten Geisteskranken," schreibt*) Kelly, blitzten bei diesem irrsinnigen Geschöpf dann und wann Funken geistiger Begabung auf, die er in Sophismen zur Schau trug, indem er sich mit seinem Wissen brüstete und oft ziemlich scharfsinnige Unterscheidungen aufstellte."

Einer seiner besten Generale, Kurbski, vernahm, während er als Befehlshaber in Dorpat an der littauischen Grenze stand, daß seinem Leben durch den argwöhnischen Tyrannen Gefahr drohe, und floh darauf hin zu König Sigismund von Polen

---

*) Bd. I. S. 145.

(1564). Er gestattete sich den nutzlosen Luxus, einen Brief an Iwan zu schicken, worin er ihm seine Undankbarkeit und Grausamkeit vorhält, ein peinlicher Auftrag für den treuen Diener, der denselben dem Zaren in Moskau überreichte. Denn dieser stieß dem Abgesandten Kurbskis die scharfe Spitze seines Stockes in den Fuß, was der Mann ohne einen Schmerzenslaut aushielt. Nach Durchlesung des Briefs ließ Iwan den treuen Diener auf die Folter werfen, während er selbst eine lange Antwort verfaßte. Die Stellen, welche Hermann daraus wiedergibt, zeigen, ganz wie das Schriftstück eines Geisteskranken, in reichem Maße jenen Scharfsinn, der darin besteht, den Hauptpunkt zu umgehen und den Gegner mit irgend einer läppischen Wortklauberei zu überlisten.

Wir teilen nachstehend einige wenige Sätze daraus mit: „Ich habe dein Schreiben gelesen und verstanden. Otterngift sitzt auf den Lippen eines Verräters. Du beklagst dich über die Verfolgungen die du erlitten habest; aber du wärest ja nicht zum Feind übergegangen, hätten wir dich nicht allzugnädig behandelt. Du rühmst dich des Blutes, das du in der Schlacht vergossen habest; und doch war nur deine Widerspenstigkeit daran schuld, daß nicht ganz Liefland der russischen Herrschaft unterworfen worden ist. Gegen deinen Willen, lediglich durch Zwang getrieben wie ein Sklave, hast du den Sieg errungen. Du sagst, du habest dein Blut für uns vergossen; aber wir haben Schweiß und Thränen vergossen um deines Ungehorsams willen. Was war das Land während deiner Herrschaft und meiner Minderjährigkeit? Eine Wüste von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang. Aber als wir dich gebändigt hatten, bauten wir Städte und Dörfer, wo sonst nur wilde Tiere hausten. Wehe dem Hause, wo das Weib herrscht! Wehe dem Reich, wo Viele herrschen! Der Kaiser Augustus war der Herrscher der Welt und teilte seine Macht mit niemand. Bisher sind die Herrscher Rußlands unumschränkt gewesen. Sie haben ihren

Unterthanen Gnade erwiesen und sie mit dem Tode bestraft nach ihrem Belieben, und dabei soll es bleiben. Ich bin kein Kind mehr. Ich bedarf der Gnade Gottes, der heiligen Jungfrau Maria und der Heiligen; aber nach dem Beifall der Menschen verlange ich nicht. Du drohst mir mit dem Gericht Christi in einer andern Welt. Ist Gottes Macht nicht auch in dieser Welt? Das ist eine manichäische Ketzerei. Du meinst, Gott herrsche nur im Himmel und der Teufel in der Hölle, die Menschen aber auf der Erde. Nein, nein; das Reich Gottes ist überall — in diesem Leben wie im nächsten. Du umgibst den Thron des Allmächtigen mit denen, die ich habe umbringen lassen. Abermals was für eine Ketzerei! Nach den Worten des Apostels kann niemand Gott sehen. Du hast dir einen besseren Herrn erwählt. Dein großer König ist der Sklave von Sklaven. Ist es da zu verwundern, daß Sklaven ihn preisen? Doch ich bin zu Ende, Salomo sagt, antworte dem Narren nicht; — und das bist du."

Dies übel angebrachte und übel angewendete Sprichwort steht am Ende eines Briefes, so lang wie ein Buch.

Stephan Bathory, der Nachfolger von Sigismund auf dem polnischen Thron (1576), schrieb an Iwan, er sei ein Ränkeschmied, der seine Verträge fälsche und ein Scheusal, das seine Unterthanen martere. Er forderte den Zaren zum Zweikampf heraus, allein dieser hatte keine Lust dazu. „Wo steckst du, Gott der Russen, wie du deine elenden Sklaven dich zu nennen zwingst," hatte Bathory sich ausgedrückt.

Das Ende der langen, durch schauerliche Grausamkeiten bezeichneten Kriege an den westlichen Grenzen war, daß Iwans Truppen von den Polen aus Liefland, und von den Schweden aus Esthland vertrieben wurden, so daß Rußland von der Ostsee abgesperrt war. — Gegen Ende seiner Regierung suchte Iwan Bathorys Zorn durch Unterwürfigkeit zu besänftigen.

Dieser Wahnsinnige, der zu den Russen sagte: „Wie Gott

mein Gott ist, so bin ich euer Gott, dessen Thron, wie der des Allmächtigen, von geflügelten Erzengeln umgeben ist, und der Heere von 300 000 Mann und 200 Kanonen gegen seine Feinde aussendet," floh beim Anrücken des Chans der Krim'schen Tartaren, Dewlet Girai, welcher Moskau bis auf den Grund niederbrannte (1571) und die Bewohner niedermetzeln oder in die Gefangenschaft schleppen ließ. Im nächsten Jahre kamen die Tartaren wieder, allein der tapfere und geschickte Michael Vorotynski trieb sie mit Hilfe von 7000 Mann deutscher Söldner in die Steppen zurück.

Unter Iwans Regierung wurde Sibirien dem russischen Reiche einverleibt durch Yermak, einen Abenteurer, der wie die spanischen Eroberer Amerikas aus der Unbekanntschaft der Eingeborenen mit den Feuerwaffen Vorteil zu ziehen wußte.

Iwan suchte manchmal sein Gewissen durch religiöse Andachtsübungen seltsamer Art zu beruhigen. Dreihundert seiner Günstlinge steckte er in Mönchskutten, worauf er selbst als Abt deren Andachtsübungen mit gewohnter Überschwenglichkeit leitete. Um vier Uhr morgens weckte sie die Glocke, der Gottesdienst dauerte bis sieben, und dann nochmals von acht bis zehn Uhr. Der Zar sang, las und betete mit solchem Eifer, daß oft auf dem Boden die Spuren sichtbar waren, wo er die Stirne aufgeschlagen hatte. Während die andern frühstückten, las er vor oder predigte, denn er war in den heiligen Schriften sehr bewandert. Ebenso wie Toghlak hatte er ein merkwürdiges Gedächtnis, so daß er die Namen der Gefangenen von allen Nationen auswendig herzusagen vermochte. Während dieser frommen Übungen besuchte er die Gefangenen täglich und schien sich dabei mehr als je an ihren Qualen zu weiden. In seinem Schlafzimmer hielt er sich alte blinde Männer, die ihm Geschichten und Sagen erzählen mußten, bis er einschlief. Dem Metropoliten Philipp von Moskau wich er aus. Es scheint,

daß die fleckenlose Heiligkeit seines Wesens selbst der wilden Natur des Zaren Achtung abzwang.

Am 22. März 1568 betrat Iwan mit einigen seiner Höflinge und Leibwachen die Kathedrale von Moskau. Der Metropolit Philipp stand am Altar. Iwan trat auf ihn zu, um den Segen zu empfangen. Der Metropolit betrachtete schweigend das Bild des Erlösers. Endlich sagten die Höflinge: „Heiliger Vater, hier ist der Zar, segne ihn.“ Derselbe heroische Zorn, der den indischen Scheich Chihab-u-din trieb, Mohammed Toghlak ins Gesicht zu sagen „Du bist ein Tyrann“, flammte da durch die Seele des hochbetagten Kirchenfürsten. „In dieser Gestalt,“ sagte er, „und in solchen Thaten, wie sie geschehen sind, kann ich den Zaren nicht erkennen. Seit die Sonne am Himmel steht, hat noch niemand von einem gottesfürchtigen Herrscher etwas gesehen oder gehört, der sein eigenes Gebiet so gräulich verwüstet hätte. Tartaren und Heiden und andere Völkerschaften haben Gesetz und Recht, und überall gibt es Gnade, nur in Rußland nicht. Gedenke daran, daß Gott, der dich in der Welt erhöht hat, Rechenschaft fordern wird für das unschuldige Blut an deinen Händen. Diese Steine unter deinen Füßen werden wider dich schreien. Dies sage ich auf Gottes Geheiß, sollte es mich auch mein Leben kosten.“ Iwan schlug mit seinem Stock auf den Boden vor Wut. „Bis jetzt,“ erwiderte er, „bin ich noch viel zu gut gegen dein Volk und mein Reich gewesen, aber jetzt sollt ihr erst wissen, warum ihr euch beklagt. Auf diese Drohung folgten neue Grausamkeiten, unter denen die Priester zu leiden hatten. Unter anderen Ungeheuerlichkeiten schleppte er mit einigen Hunderten von seiner Leibwache die Frauen mehrerer der vornehmsten Bürger von Moskau hinweg und einige Wochen lang im Lande herum und quartierte sich dabei in den Häusern der Adeligen auf deren Kosten ein. In einer Nacht wurden dann alle diejenigen von den Frauen, die noch am Leben waren, an den Thüren ihrer Häuser wieder abgesetzt.

Einmal sagte Philipp zu dem Zaren: „Herrscher! Großer Fürst! Du meinst, ich fürchte dich oder den Tod. Ich habe jetzt an dem heiligen Ort zu Solowkoi seit dreiundfünfzig Jahren bis zu meinem neunundsiebzigsten Jahre ein ehrbares, strenges und rechtschaffenes Leben geführt — deßhalb ist es besser für mich, ich sterbe als unschuldiger Märtyrer, als daß ich als Metropolit Angst und Gewaltthätigkeit stumm mit ansehe. Thue was dir gefällt. Hier ist der Hirtenstab, hier ist die weiße Mütze und der Mantel, die Zeichen meiner Erhebung. Aber ihr Bischöfe, Archimandriten, Äbte und alle ihr Diener des Altars, weidet getreu Christi Herde und fürchtet den himmlischen Zaren mehr als den irdischen." Bei dieser Gelegenheit zwang Iwan den alten Mann, seine Priestergewänder wieder an sich zu nehmen; aber welcher bösartige Mensch hätte dem vergeben, der ihm eine unwillkommene Wahrheit gesagt hat?

Am Michaelistage las Philipp gerade die Messe im vollen priesterlichen Schmuck am Altar, als ein Bojar, gefolgt von einigen Mann von der Leibwache in die Kirche trat. Er las aus einem Schriftstück vor, daß der Metropolit durch irgend ein kirchliches Gericht aller seiner Würden entsetzt sei. Sogleich ergriffen die Soldaten den alten Mann, nahmen ihm die bischöflichen Gewänder ab, zogen ihm ein ärmliches Gewand an, führten ihn zur Kirche hinaus, setzten ihn auf einen Schlitten und verbrachten ihn in eine Zelle. Eines Tages wurde er dann herausgeführt, um in Gegenwart des Zaren verhört zu werden. Er war der Zauberei und anderer Vergehungen angeklagt.

Seine Richter bedauerten die schmerzliche Aufgabe, die sie zu erfüllen hatten sehr, aber so sehr diese ihren eigenen Gefühlen widerstrebte, so mußten sie doch der Stimme ihres Gewissens gehorchen und so wurde der alte Metropolit zu lebenslänglicher Einsperrung verurteilt.

Eines Tages ging die Thür seiner Zelle auf, und man legte ihm den Kopf seines Neffen vor, mit der Botschaft des

Zaren: „Hier ist dein lieber Verwandter, deine Zaubereien waren nicht im stande ihn zu retten.“ Das Volk weinte im stillen, und man erzählte sich von Wundern, die im Namen des alten, heiligen Mannes verrichtet worden seien. Man freute sich, daß der Bischof von Nowgorod, der bei der Absetzung des Metropoliten mitgewirkt hatte, nicht die dafür erhoffte Belohnung erhielt, nämlich die Nachfolge in Philipps Würden.

In einem Dunstkreis von Argwohn und Furcht lebend, begrüßte Iwan die Berichte von Angebern als Bestätigung seiner Einbildungen stets mit Freuden.

Ein Mann in Nowgorod, der wegen irgend eines Vergehens bestraft worden war, schrieb im Namen des Erzbischofs und der Bürgerschaft einen Brief an den König von Polen mit der Einladung, zu kommen und sie zu befreien. Nachdem es ihm gelungen war, diesen Brief hinter dem Gnadenbild in der Kirche zu verstecken, ging er zu Iwan und enthüllte ihm die angebliche Verschwörung. Der Zar schickte einen Boten mit dem Mann, der wirklich den Brief mitbrachte. Nun bedurfte es keiner weiteren Beweise. Iwan zog 15 000 Mann zusammen und rückte mit seinen zwei Söhnen gegen Nowgorod vor. Als er unterwegs an dem Kloster vorüberkam, wo der abgesetzte Metropolit Philipp eingesperrt war, befahl er, ihn zu erdrosseln. Nachdem unterwegs einige Städte schon geplündert worden waren, erreichte die Vorhut dieses zuchtlosen Heeres am 2. Januar 1575 Nowgorod. Die Stadt wurde mit Palissaden umgeben und niemand mehr herausgelassen. Viele der Vornehmsten wurden in Ketten gelegt. Die Stille des Schreckens herrschte überall. Kein Mensch kannte den wahren oder den vorgeblichen Grund dieses unheilverkündenden Anrückens. Alles wartete auf die Ankunft des Zaren. Seine erste Wut ergoß sich über den Erzbischof und die Priesterschaft, welche ihres Vermögens beraubt wurden. Dann kam die Reihe an die Einwohnerschaft. Tag für Tag brachte man vor Iwan und seine Söhne 500—1000

Menschen aus allen Schichten des Volkes, die auf verschiedene Weise abgeschlachtet wurden — erstochen, niedergehauen, verbrannt, mit Händen und Füßen an Schlitten gebunden. Ganze Familien, Männer, Frauen und Kinder wurden an Stellen wo das Eis offen war, in die Wolga geworfen. Wer sich durch Schwimmen zu retten suchte, wurde mit Spießen oder Hacken umgebracht. Diese Metzeleien dauerten fünf Wochen und dann folgte eine allgemeine Plünderung. Die Häuser wurden völlig geleert, Vieh und Pferde getötet. Massen von Fellen, Flachs und anderen Waren, die man nicht fortschaffen konnte, wurden verbrannt. Wie viele Einwohner umgebracht wurden, weiß man nicht genau, eine verläßliche Schätzung nimmt etwa siebenundzwanzigtausend an. Zum Schluß ließ Iwan die Überlebenden zusammenberufen und gab ihnen den Auftrag, für ihn und sein christliches Heer zu beten mit dem Beifügen, daß Gott von dem Erzbischof und seinen thörichten Ratgebern Rechenschaft für das vergossene Blut fordern werde. Die übrig gebliebenen Einwohner wurden dem Hungertod zur Beute gelassen, und der Zar wandte sich zur Plünderung anderer Orte. Ein Einsiedler, der in großem Geruch der Heiligkeit stand, begegnete ihm unterwegs und wußte ihm durch Androhung künftiger Strafen Angst einzujagen, so daß er nach Moskau zurückkehrte, wo sich bald neue Hinrichtungen abspielten.

Doch wir haben nur noch Raum, um die Krone aller schauerlichen Thaten seines Lebens zu berichten.

Nach den Worten des russischen Geschichtsschreibers Karamsin hatte der Zar in seinem ältesten Sohn Iwan für Rußland ein zweites Ich zubereitet. Der Zarewitsch, der seinem Vater bei der Regierung des Reiches zur Seite stand, nahm in gleicher Weise auch an dessen Ausschweifungen und blutigen Handlungen teil. Er soll einst seinem Vater wegen roher Mißhandlung seiner Gattin, der Prinzessin Helena, Vorwürfe gemacht haben. Der Zar stürzte auf seinen Sohn los, wobei er

einen Höfling, der ihn zurückhalten wollte, verwundete. Er traf seinen Sohn mit der eisernen Spitze seines Stockes an die Schläfe. Der Prinz stürzte besinnungslos nieder und starb fünf Tage darauf.

Tagelang sprach nun der Zar kein Wort, ließ niemand vor sich und wollte keine Speise zu sich nehmen. Dann machten sich seine nutzlosen Gewissensbisse in lauten Wehklagen Luft, und man hörte ihn nach seinem Sohne rufen. Überall meinte er den Prinzen zu sehen und dessen Stimme zu hören. Er verließ den Palast zu Alexandrowa und nahm seine Residenz in Moskau. Den Patriarchen von Konstantinopel, Antiochia, Alexandria und Jerusalem übersandte er große Geldsummen, damit sie für die Seele des von ihm gemordeten Prinzen Gebete sprechen. Im übrigen war während der zwei Jahre und vier Monate, um welche er seinen Sohn überlebte, keine Spur von einem besseren Leben bei ihm zu bemerken.

Um diese Zeit schickte Iwan einen Spezialgesandten an die Königin Elisabeth mit der Bitte, ihm als Gattin eine vornehme Engländerin zu verschaffen und dem Anerbieten, sich von seiner siebenten Frau zu trennen, um derselben Platz zu machen. Elisabeth schlug die Tochter des Grafen von Huntington, Mary Hastings, vor und der russische Gesandte war auch damit einverstanden; allein Lady Hastings bekam Angst und bat die Königin, ihr ein solches Geschick zu ersparen. Eine vornehme Jungfrau, aufgewachsen in einem englischen Heim, inmitten des Volkes, aus welchem Shakspeare seine zarten und lieblichen Frauengestalten schöpfte, sollte über das Meer nach Archangel geführt werden, um die oberste Frau im Serail des Tyrannen über die roheste der barbarischen Nationen zu werden!

Im Jahre 1584 fühlte Iwan seine Gesundheit wanken. Man verkündigte, ein Komet sei erschienen; er schaute denselben lang an und sagte dann: „das ist ein Vorzeichen meines Todes.“ Er ließ gegen sechzig Astrologen und Magier zusammenkommen,

darunter welche aus Lappland. Sie mußten alle zusammen in einem Haus wohnen, von wo er sie täglich holen ließ, um sie um ihre Meinung zu fragen. Sie erklärten, er würde nicht mehr länger als zwölf Tage leben. Die Gattin seines Sohnes und Nachfolgers Feodor, welche den Zaren besuchte, um ihm Trost zuzusprechen, mußte vor seinem unzüchtigen Verhalten die Flucht ergreifen, denn nicht einmal das Herannahen des Todes vermochte seine entsetzliche Natur zu bändigen. Augenscheinlich beabsichtigte er die Astrologen als Lügenpropheten hinrichten zu lassen, wenn er die zwölf Tage überleben würde, allein noch ehe der letzte Tag verflossen war, sank er, während er eben mit seinem Günstling Beelski auf seinem Bett Brett spielte, plötzlich zurück und gab seinen Geist auf. Sein Leben hatte 53 Jahre gewährt, seine nominelle Regierung 50, von denen die Zeit seiner tollen Tyrannei 26 Jahre umfaßte.

Man liest nun in der That, daß das Volk seinen Tod beweint habe. Karamsin knüpft an die Aufzählung seiner Laster und Grausamkeiten die Bemerkung: „So war der Zar! So seine Unterthanen! Ihre Geduld kannte kein Ende, denn sie sahen in der Herrschaft des Zaren die Herrschaft Gottes und betrachteten jeden Widerspruch als eine Übertretung seines Gebotes. Sie gingen dabei zu Grunde, aber sie erhielten für uns (das jetzt lebende Geschlecht) Rußlands Macht; denn in der Tiefe des Gehorsams des Volkes liegt die Stärke des Reiches." Mit Ausnahme von Tiberius, dessen Ausschreitungen mehr privater Art waren, fanden sämtliche tyrannischen Kaiser Roms ein gewaltsames Ende; und hätte Mohammed Toghlak noch ein Jahr länger gelebt, er wäre höchst wahrscheinlich der allgemeinen Abneigung seiner Unterthanen und den Einfällen aufrührerischer zinspflichtiger Stämme zum Opfer gefallen; Iwan dagegen starb am Ende eines langen, maßlosen Taumels von Laster und Grausamkeit als unbestrittener Selbstherrscher aller Reußen. Das Ersuchen, welches er an die Königin Elisabeth gelangen

ließ, ihm in England ein Asyl zu gewähren für den Fall, daß er durch einen Aufstand seiner Unterthanen vertrieben werden sollte, war vielleicht auf die Kenntnis von einer wirklichen Gefahr gegründet, wahrscheinlicher jedoch dürfte dasselbe auf die Einbildungen seiner grenzenlosen argwöhnischen Angst zurückzuführen sein.

In dem Wahnsinn eines Caligula, Nero oder Commodus stellt sich uns das Übermaß der Laster des römischen Reiches vor Augen; in der unsinnigen Aufregung Mohammed Toghlaks sehen wir ein Zerrbild der Begehrlichkeit, Engherzigkeit und zerstörenden Gewaltthätigkeit der muhamedanischen Eroberer Indiens; und in Iwan Wassiliewitschs Charakter erblicken wir eine Übertreibung der abstoßendsten Züge der Russen jener Zeit — Wildheit, Grausamkeit, Rohheit, Aberglauben und Arglist. Weniger launisch als der indische Herrscher, war er dagegen selbstsüchtiger und rachsüchtiger. Die Sinnlichkeit, welche bei Toghlak nicht hervortritt, erscheint bei Iwan in den gröbsten Formen, und seine argwöhnischen Einbildungen tragen mehr das Gepräge einer wahnsinnigen Zerstörungssucht. Der Verstand des Zaren zeigte nicht die glänzende Fassungskraft des indischen Sultans; dagegen scheint Iwan weniger Verirrungen der Urteilskraft unterworfen und mehr einer stetigen Politik fähig gewesen zu sein. Die Briefe von ihm, welche an die Öffentlichkeit gelangt sind, zeigen einen trügerischen Scharfsinn neben beträchtlicher Verwirrung der Gedanken. Der König Stephan Bathory von Polen gibt in seiner Antwort an seinen Gegner, den Zaren, ein ebenso aufrichtiges als zutreffendes Urteil darüber ab: „Die Briefe, die du an uns richtest," schreibt derselbe, „sind sehr lang, voll Possenhaftigkeit und Unverschämtheit, und ohne alle vernünftige Ordnung. Alles ist darin in einer verworrenen formlosen Art behandelt, aus welcher hervorgeht, daß dein Geist gestört ist."

Iwans Nachfolger war der älteste seiner überlebenden Söhne, Feodor, damals dreiundzwanzig Jahre alt. Er war blaß und zart, im Wachstum zurückgeblieben, und hatte einen wankenden Schritt. Er war von stillem Wesen, leichtgläubig und von schwachem Verstand und ging gerne in die Kirchen, um selbst die Glocken zu läuten. Der polnische Gesandte beschreibt ihn, wie er ganz vergnügt mit dem Szepter und goldenen Reichsapfel auf dem Throne gesessen sei und sich darüber gefreut habe, wie ein Kind an seinen Spielsachen. Da er zu wenig Verstand besaß, um sich mit den Staatsangelegenheiten zu beschäftigen, so regierte thatsächlich über Rußland Boris Godunow, ein fähiger Minister, der, zufrieden damit, den schwachen Feodor den roi fainéant machen zu lassen, für sich selbst auf die Thronfolge harrte. Von seiner Gattin Irene hatte Feodor nur eine einzige Tochter, die schon nach wenigen Tagen wieder starb. Der vermutliche Thronerbe war Demetrius, der Sohn von Iwans sechster Frau. Nun liefen allerlei Erzählungen darüber um, wie dieses Kind seines Vaters grausame Neigungen geerbt habe. Man erzählte sich, er sehe besonders gerne Schafe schlachten, es mache ihm Vergnügen, Blut fließen zu sehen und er bringe oft Hühner und Gänse um. Bei einer Gelegenheit machte er einst mit seinen Gespielen Schneemänner, deren jedem er den Namen eines bekannten Bojaren beilegte, und zwar dem größten den des Boris Godunow. Dann ließ er die Schneemänner mit einem hölzernen Schwert zusammenhauen mit dem Bemerken: „So will ich es den großen Herren machen, wenn ich einmal Zar bin.“ Diesen Geschichten legte man nur insofern Wert bei, als es der Sohn Iwans des Schrecklichen war, von dem man sie erzählte, und als sie eine Drohung gegen den mächtigen Minister enthielten. Ängstlich wachte seine Mutter über den kleinen Prinzen; allein eines Tages, als ihn seine Wärterin aus dem Gesicht verloren hatte, fand man ihn im Hofe des Palastes tot mit einem Messer im Halse auf. Es wurde zwar

ausgesprengt, er sei in einem epileptischen Anfall in ein Messer gefallen, das er in der Hand gehabt habe, die allgemeine Annahme ging jedoch dahin, daß er auf Boris Geheiß ermordet worden sei. Er war nur zehn Jahre alt geworden. In den epileptischen Anfällen, welche nicht in Abrede gezogen wurden, war die ererbte Neurose zu tage getreten. Feodor starb 1598 nach einer nominellen Regierung von vierzehn Jahren als letzter Sprosse Iwans des Schrecklichen und als der zweiundfünfzigste Herrscher aus der warägischen Dynastie Ruriks.

Boris Godunow gelangte wirklich auf den Zarenthron; nach seinem wenige Jahre darauf erfolgten Tode wurde jedoch sein Sohn hingerichtet, und Rußland fiel schweren Wirren anheim, bis im Jahre 1613 ein Knabe von sechszehn Jahren, dem die Vorzüge seines Vaters zur Empfehlung dienten, auf den Thron erhoben wurde,

Michael Feodorowitsch,

der erste Zar aus dem Hause Romanow. Die Sitten in Rußland blieben noch immer roh und grausam, und die Knechtung der niederen Stände wurde noch strenger festgestellt als zuvor. Noch immer war der Zar mit despotischer Gewalt bekleidet, welche bei der knechtischen Natur des Volkes ungestraft in furchtbarer Weise mißbraucht werden durfte. Die erbliche Neurose, welche solchen Dynastien stets anzuhaften scheint, ließ nicht lange auf ihr Erscheinen warten.

Michaels Sohn Alexis, der selbst ein fähiger Regent war, hatte aus seiner ersten Ehe die Kinder Feodor, Iwan, Sofia und noch mehrere Töchter, aus zweiter Ehe Peter und Natalie. Feodor II., der fünf Jahre lang auf dem Throne saß, war schwachsinnig, Iwan geradezu blödsinnig. Sein Gang war unstät, er stotterte und war beinahe blind. Bei Feodors Tode

suchte dessen Schwester Sofia Iwan auf den Thron zu bringen, um unter seinem Namen zu herrschen. Sie war eine Frau von hervorragenden Gaben, allein sie mußte der unwiderstehlichen Charakterstärke ihres jüngeren Bruders, Peters des Großen, weichen. So waren zwei von Alexis Kindern Genies, und daneben zwei andere schwachsinnig. Bei Peter zeigte sich die Neurose in einer Neigung zu Krämpfen. Er war eine eigentümliche Mischung von Selbstaufopferung und Tyrannei, Menschlichkeit und Grausamkeit. Sein Verfahren gegen die aufrührerischen Strelitzen erinnerte durch die gräßlichsten Metzeleien die Welt an Iwan den Schrecklichen, für den er offen seine Bewunderung aussprach. Peter hatte nur einen ehelichen Sohn, Alexis, mit dessen Verhalten er dermaßen unzufrieden war, daß er ihn hinrichten ließ, um die Gefahr seiner Nachfolge auf dem Throne abzuwenden. Nach Peter kam dessen Gattin Katharina zur Regierung, dann Peter, des unglücklichen Prinzen Alexis Sohn. Mit Peter II., der in jungen Jahren bereits starb, erlosch der Mannesstamm der Romanow (1730). Seine Nachfolgerin war Anna, eine der angeblichen Töchter Iwans, des älteren Bruders von Peter dem Großen. Anna nahm Iwans Urenkel an Kindesstatt und zum Thronerben an. Dieser unglückliche, oft als Iwan VI. bezeichnete Prinz wurde von Peters des Großen Tochter Elisabeth beseitigt, welche sich dadurch zur Zarin machte. Er wuchs in Haft auf und wurde während der Regierung Katharinas II. hingerichtet (1764). Er war schwachen Verstandes — ob aus natürlicher Anlage oder infolge gänzlicher Vernachlässigung jeder Erziehung — erscheint ungewiß. Elisabeth war träge und lüderlich, dem Trunk und der Unkeuschheit ergeben. Sie wählte zu ihrem Nachfolger ihren Neffen, Peter III., einen Enkel von Peter dem Großen durch Anna, die Gattin des Herzogs von Holstein. Peter war schwachsinnig, roh und lüderlich. Er wurde abgesetzt und umgebracht von seiner verschlagenen Gattin Katharina, einer geborenen Prinzessin von

Anhalt-Zerbst. Die russischen Großfürsten kommen einem vor wie Leute, die oben auf einem hohen Thurme leben. Von den unten Befindlichen haben sie nichts zu fürchten, aber denen, die ihre gefährliche Höhe mit ihnen teilen, ist es ein Leichtes, sie hinabzustürzen.

Die offenkundige Unkeuschheit Katharina II. machte es zum mindesten zweifelhaft, wer der Vater ihres einzigen Sohnes, des späteren Kaisers

Paul,

war. Wie man allgemein annahm, hatte Soltikow gegründete Ansprüche auf die Vaterschaft. Dies legt die Frage nahe, ob durch Katharina nicht ein ganz neues Geschlecht in die Petersburger Paläste verpflanzt wurde. So sehr auch die äußere Wahrscheinlichkeit gegen Pauls eheliche Abstammung sprechen mag, im Wesen war er Peter III. nicht unähnlich. Paul galt für den häßlichsten Mann in seinem Reiche, die Kalmüken nicht ausgenommen*). Katharina haßte und vernachlässigte ihn und beabsichtigte ihn zu Gunsten seines Sohnes Alexander zurückzusetzen. Infolge des plötzlichen Todes seiner Mutter sah er sich mit 35 Jahren als unumschränkter Gebieter des gewaltigen russischen Reiches (1796).

So lange er Großfürst war, wohnte er in seinem Schlosse zu Pawlowsk, wo er seine Zeit mit Drillung eines Regiments und mit der Leitung der Angelegenheiten des Dorfes verbrachte. Er hatte eine wahre Leidenschaft für Drillung, Uniformen und Reglements. Dies ist ganz natürlich bei einem kleinen Geist,

---

*) Die besten bekannten Anekdoten über Paul sind den „Mémoires Secrètes sur la Russie," Amsterdam 1800, entnommen. Vergl. Bd. I. S. 338 und 339.

der sich im Besitze der Macht befindet. Unfähig, den Zusammenhang der Dinge von einem großen Standpunkt aufzufassen, wirft sich ein Mensch von beschränktem Verstande auf einige wenige Einzelheiten, die er zum Gegenstand unbedeutender Änderungen, kleinlicher Unterschiede und pedantischer Reglements macht, ohne an deren Wirkung auf das Ganze zu denken. In der That kann ein solcher Mensch seine Macht nur auf diese Weise bethätigen, oder er muß dieselbe an einen Fähigeren abtreten. Eine solche kleinliche Tyrannei ruft ganz natürlicher Weise Widerspruch, Ungehorsam oder geradezu Widersetzlichkeit hervor. Guter Rat ist verschwendet bei einem solchen Narren, da es in seinem Wesen liegt, die Wichtigkeit der Dinge in ihrem Verhältnis zu einander zu verkennen. Er streitet und nergelt so lange über die unbedeutendsten Punkte herum, bis sie in seinen Augen groß werden. Äußerlichkeiten — die reine äußere Oberfläche der Dinge — sind für ihn allein wichtig, weil sie das einzige sind, was er wahrnimmt, da er in keinen Gegenstand, der irgend eine Anstrengung des Denkens erfordert, tiefer einzudringen vermag. Für derartige Geister liegt in der Genauigkeit und mechanischen Präzision militärischer Drillung eine unwiderstehliche Anziehungskraft. Ohne Verständnis für Grund und Wesen des militärischen Gehorsams finden sie lediglich ihr Vergnügen an der Befriedigung ihres Hangs zum Befehlen, die das militärische Kommando ihnen verschafft. Solche Leute nehmen die ganze Zeit und Aufmerksamkeit der Soldaten für das Putzen ihrer Knöpfe und die Instandhaltung ihrer Bewaffnung und Ausrüstung in Anspruch, vergessen aber darüber, dieselben im Gebrauch ihrer Waffen auszubilden, so daß sie zwar auf dem Paradeplatz höchst tüchtig und stramm aussehen, im Ernstfall dagegen einer Truppe, bei der die Hauptsache nicht über solchen Nebendingen versäumt wird, sehr leicht unterliegen.

So ließ er z. B. Schildwachen rings um sein Schloß zu Pawlowsk aufstellen, denen er dann den Befehl gab, sich auf

eine ganz besondere Art aufzustellen oder hin- und her zu bewegen, einen Knopf mehr oder weniger an ihren Waffenröcken zu öffnen oder zu schließen, ihr Gewehr in einer bestimmten Art zu tragen, und beobachtete dieselben von einer Terrasse aus durch ein Teleskop, ob sie diesen Vorschriften nachkommen oder nicht. Er konnte oft eine halbe Stunde weit laufen, um einen Soldaten, der seine Instruktion versäumte, durchzuprügeln, während er ihm dann wieder einen Rubel schenken konnte, wenn er vorschriftsmäßig dastand. Alle Besucher, die in das nahegelegene Dorf kamen, mußten niederschreiben, woher sie kommen, wohin sie gehen und was sie wünschen. Eine Menge Geschichten erzählte man sich über seinen Hang zu Absonderlichkeiten, der sich bei jeder Gelegenheit zeigte. Einmal befahl er auf einer Fahrt, während es auf engem Pfade durch einen sumpfigen Wald ging, dem Kutscher umzukehren. Der Mann fuhr zunächst weiter, bis er an einen Platz käme, wo er umwenden könnte. Dies ärgerte den Kaiser, der ihm nun zurief, augenblicklich umzukehren. Als der Stallmeister ihm vorstellte, daß, weil der Weg zu enge sei, dies nicht angehe, schalt er auch auf diesen los. „Du bist ein ebenso erbärmlicher Lump, wie er selber," sagte er; „er mag den Wagen umwerfen, daß ich den Hals breche, aber gehorchen soll er mir, und augenblicklich umwenden, wenn ich es ihm befehle." Inzwischen gelang es dem Kutscher, den Wagen zu wenden, allein der Kaiser ließ ihn auf der Stelle prügeln.

Paul brachte auf den Thron eine Anzahl fertig ausgearbeiteter Reglements in der Tasche mit, welche er nur in Vollzug setzen zu dürfen glaubte. Er verschleuderte das Geld, den Besitz und die Leibeigenen der Krone in sorgloser Verschwendung und erhöhte, um den Staatsschatz wieder zu füllen, die Steuern, versuchte auch das Volk zur Annahme von Papiergeld zu zwingen. Seine meiste Zeit brachte er auf dem Exerzierplatze, wo er beim kältesten Wetter seinen kahlen Kopf unbedeckt trug, und inmitten

seiner alten Generale zu, die nun nicht mehr in ihren Pelzmänteln erscheinen durften, sondern sich ebenso tragen mußten, wie der Zar. Unaufhörlich war sein Geist mit kleinlichen Vorschriften über Kleidung und Äußerlichkeiten beschäftigt, welche sogar der Zivilbevölkerung aufgenötigt wurden.

Unaufhörlich gab er seinen Truppen neue Uniformen und Ausrüstungen und bestrafte jeden Ungehorsam gegen die geringfügigsten Vorschriften mit unvernünftiger Strenge. Übrigens war es gar nicht immer möglich, denselben nachzukommen, da er oft ganz widersprechende Befehle gab. So befahl er z. B. allen Offizieren, die ihre Entlassung eingereicht hatten, Petersburg zu verlassen und sich nach ihrer Heimat zu begeben. Da nun diejenigen Offiziere, welche in Petersburg zu Hause waren, nicht Beidem nachkommen konnten, so zogen sie natürlich vor, die zweite Hälfte der Vorschrift zu befolgen. Sie wurden gepackt und mit Ende des Winters aus der Stadt geschafft. Seine Umgebung war bald nicht mehr im Zweifel darüber, daß der Kaiser geistig gestört und niemand vor seinen stets wechselnden tollen Launen sicher sei. Seine lichten und ruhigen Zwischenzeiten wurden immer kürzer, seine Ausbrüche von Tyrannei und Tollheit immer heftiger. So mußte seine Umgebung zu dem einzigen Auskunftsmittel greifen, das sich in einer Autokratie wie Rußland anwenden ließ. Nachdem sein Sohn Alexander sich bereit erklärt hatte, den Thron zu besteigen, drang eine Anzahl der obersten Würdenträger in des Kaisers Schlafgemach ein, welche denselben, als er sich weigerte, eine Abdankungsurkunde zu unterzeichnen, nach fünfjähriger Regierung ohne Weiteres erdrosselten.

Alexander I.

Pauls Gattin, Marie, Prinzessin von Württemberg, war eine schöne und tugendhafte Frau, die ihm vier Söhne und sechs Töchter gebar. Der älteste Sohn Alexander war seinem Vater im Äußeren ebenso unähnlich wie im Charakter. Er war ein schöner Mann, von vornehmer Haltung, gutherzig und edel, aber wankelmütig von Charakter. „Es machten sich“ sagt Thiers, „bei ihm Spuren erblicher Geistesstörung bemerklich. Sein Gemüt — liebenswürdig, veränderlich und empfindlich — war beständig von den widersprechendsten Eindrücken beherrscht. Dieser hervorragende Fürst ließ sich jedoch durchaus nicht immer von solchen augenblicklichen Antrieben hinreißen; er verband mit seinem ausgebreiteten und gewandten Fassungsvermögen eine tiefe Verstellungskunst, an welcher die schärfste Beobachtung zu Schanden wurde. Er war wohlwollend und ein Heuchler zu gleicher Zeit.“

Man sagte von Alexander, bei seinem Krönungszug seien die Mörder seines Großvaters vor ihm, die seines Vaters hinter ihm und seine eigenen neben ihm hergegangen. Und in der That scheint sein Tod, obwohl derselbe ein natürlicher war, durch die Entdeckung einer weitverzweigten Verschwörung gegen sein Leben beschleunigt worden zu sein.

Pauls zweiter Sohn, Constantin, glich seinem Vater in seinem tartarischen Äußern, wie in seinen Sonderbarkeiten und Leidenschaften. Er wurde für thronfolgeunfähig erklärt, und als Alexander kinderlos starb, war er es zufrieden, daß sein Bruder Nikolaus den Thron bestieg. Dieser war ein großer Mann von schönem Ansehen, tapfer, fähig und unbeugsamen Willens, zugleich ehrgeizig und hartherzig. Die beständigen

Heiraten der russischen Herrscher mit deutschen Prinzessinnen hatten ein Geschlecht von deutschem Stamm erzeugt, bei dem das alte tartarische oder slavische Element immer mehr zurücktrat. Man mag von der gegenwärtigen russischen Kaiserfamilie sagen und denken, was man will; ein bedeutendes Maß geistiger und körperlicher Kraft läßt sich derselben jedenfalls nicht absprechen.

V.

König Ludwig II. von Bayern*).

Gewiß teilen alle Leser mit uns die Überzeugung, daß die vorliegende Gallerie hervorragender Vertreter des Wahnsinns auf den Thronen sehr unvollständig wäre, wollten wir dieselbe schließen, ohne dem unglücklichen bayerischen Herrscher, dessen geistige Umnachtung und tragisches Ende vor Kurzem in der ganzen gebildeten Welt ein so lebhaftes und schmerzliches Interesse erweckt hat, einen Abschnitt zu widmen. Aber nicht blos dieser Umstand ist es, der den Fall des Bayernkönigs besonders auszeichnet, derselbe ist vielmehr an sich in verschiedenen Richtungen höchst lehrreich und hat insbesondere auch eine eingehende wissenschaftliche Untersuchung und Erörterung gefunden, wie kaum ein anderer.

Ludwig II. war dem alten wittelsbachschen Herrscherhaus entsprossen, in welchem sich anscheinend schon frühe eine Neigung

) Dem gegenwärtigen Abschnitt sind außer dem Aufsatze des Verfassers im Oktoberheft des Journal of Mental Science von 1886 zu Grunde gelegt: Der Artikel von E. P. Evans „A mad monarch“ im „Atlantic Monthly“ und die psychologisch-psychiatrische Studie des Dr. med. Franz Carl „Der Charakter König Ludwigs II. von Bayern,“ Leipzig 1886, woraus einzelne Teile wörtlich aufgenommen worden sind.

für großartige, künstlerische Bauten bemerkbar machte. Gustav Adolf von Schweden war bei seinem Einzug in München im Jahre 1632 von der geschmackvollen Einrichtung der Gemächer des flüchtigen Kurfürsten dermaßen überrascht, daß er den Namen des Baukünstlers wissen wollte; und als man ihm sagte, der Kurfürst selbst habe den Plan dazu entworfen, meinte er, den möchte er gerne haben, um ihn nach Stockholm zu schicken. Bayerns erster König, Max Joseph I., bethätigte den in seinem Hause heimischen Kunstsinn in mancherlei Weise. Er erwarb die Äginetengruppe, die Dürersche und die Düsseldorfer Kunstsammlung. Sein Sohn Ludwig I. opferte Millionen für die Ausschmückung Münchens mit großartigen Bauten in antikem und Renaissancestil und war der Gönner von Cornelius und Kaulbach. Ihm folgte im Jahr 1848 sein Sohn Maximilian II. Derselbe war vermählt mit einer Prinzessin aus dem Hause Hohenzollern, Marie, der Tochter des Prinzen Wilhelm von Preußen. Durch diese Prinzessin, welche zu dem geistesgestörten König Friedrich Wilhelm IV. im Geschwisterkindsverhältnis stand, soll der gewöhnlichen Annahme zufolge der Irrsinn in das bayerische Königshaus gekommen sein, allein es steht fest, daß auch eine Schwester König Max II., Prinzessin Alexandra, um das Jahr 1850 sich als geisteskrank in der Irrenanstalt Illenau in Behandlung befand.

So waren die beiden Söhne Max II., der jüngst verstorbene König Ludwig II. und der nunmehr dem Namen nach regierende König Otto I., von väterlicher wie von mütterlicher Seite her mit einer starken neurotischen Anlage belastet, die denn auch bei beiden ihre furchtbaren Wirkungen — gänzliche und unheilbare geistige Umnachtung — in vollem Maße entfalten sollte.

Über den genaueren Verlauf der körperlichen und geistigen Entwicklung Ludwigs in seiner Kindheit und Knabenzeit sind wir zwar leider nicht unterrichtet, doch ist es von Wichtigkeit,

daß die Entwicklung des Prinzen in beiden Beziehungen eine abnorm rasche gewesen sein, und daß derselbe sich schon als Knabe durch eine glänzende Auffassungsgabe und ein treffliches Gedächtnis ausgezeichnet, daneben aber ziemliche Nervosität und Erregbarkeit gezeigt und gelegentlich heftige Zornanfälle gehabt haben soll. Die überaus strenge Erziehung, welche König Max II. dem jungen Prinzen angedeihen ließ, war sicherlich wohlgemeint und nicht ohne scheinbare Berechtigung, mußte jedoch unter den gegebenen Umständen den denkbar ungünstigsten Einfluß üben. So nahm man ihm, um ihn ernst und männlich zu machen, seine Spielsachen weg in einem Alter, wo die Kinder am Spiel die größte Freude finden und gleichzeitig aus demselben den größten Nutzen ziehen. Lange Zeit war der einzige Gegenstand liebevoller Beschäftigung, der ihm verblieb, eine kleine Sumpfschildkröte; allein auch dieses gewiß höchst anspruchslose Spielzeug wurde schließlich „als zu zerstreuend" für den jugendlichen Geist beseitigt. Diese harte und gänzlich verkehrte Erziehungsmethode, welche Charakterstärke und Selbstbeherrschung erzielen sollte, machte das Kind nur mürrisch und selbstsüchtig, und erzeugte bei demselben einen unnatürlichen Hang zur Einsamkeit. Es ist dabei auch nicht zu verwundern, daß ihm das Andenken an seinen Vater verhaßt war, im Gegenteil kann man sich kaum denken, daß er gegen einen solchen Vater andere Gefühle hätte hegen sollen. Sodann meinte König Max den Sparsinn seiner Söhne dadurch besonders wecken zu können, daß er sie mit dem Gelde sehr knapp hielt.

Jeder der beiden Prinzen erhielt wöchentlich nur etwa eine Mark Taschengeld. Man erzählt sich, daß Prinz Otto, als er hörte, daß man für einen gesunden Zahn zehn Gulden bezahle, seine Mittel dadurch zu vermehren suchte, daß er sich von einem Zahnarzt einen seiner besten Backzähne ausziehen lassen und denselben verkaufen wollte, allein dieser Finanzplan zog lediglich ein häusliches Gewitter auf sein Haupt herab.

Die Königin übrigens erwog doch die Sache in ihrem Herzen, und das Taschengeld der beiden Knaben erfuhr bald darauf eine kleine Erhöhung. Nur sehr selten wurde dem bayerischen Thronerben in seiner Jugend der Genuß des Theaterbesuchs gewährt. Derartigen unschädlichen und wohlthätigen Zerstreuungen schien der königliche Vater in seinem Erziehungsplan gar keine Stelle vergönnen zu wollen.

Hätte dieser ein Alter von siebzig Jahren erreicht, so wäre vielleicht seine Erziehungsmethode von wohlthätigen oder mindestens weniger schädlichen Folgen gewesen. Allein unglückseligerweise starb derselbe schon mit 51 Jahren, und sein Sohn gelangte so als neunzehnjähriger Jüngling auf den Thron, eben im Begriff, an der Hochschule zu Würzburg seine wissenschaftlichen Studien zu beginnen. Inzwischen waren bei dem Kronprinzen schon seit dessen fünfzehntem Jahre unzweideutige Zeichen einer psychopatischen Konstitution aufgetreten. Im Charakter desselben bemerkte man Exzentrizität, Schwärmerei und Neigung zur Ungeselligkeit, sein Temperament war sehr leicht verletzlich, seine Intelligenz eine hervorragende, jedoch trat dabei die Thätigkeit der Phantasie unverhältnismäßig in den Vordergrund.

Unter so bewandten Umständen war der Tod des Vaters für den Prinzen wirklich ein Unglück von unberechenbarer Tragweite.

Der gestern noch in strengster Aufsicht befindliche, erst an der Schwelle höherer Studien stehende, bisher nur in Träumereien und Schwärmereien glückliche Jüngling war heute frei, ein König, seine leisesten Wünsche waren Befehle, Millionen Menschen jubelten ihm entgegen. Tausende buhlten um seine Gunst, umschmeichelten, ja vergötterten ihn — welchem Menschen, der sich plötzlich auf solche Höhe gestellt sieht, sollte da nicht schwindeln? Der Königsjüngling mit dem weichen, empfindsamen Gemüte, dem von phantastischen Plänen strotzenden Geiste, er, der weder durch den Zwang äußerer Lebensschicksale, weder

durch Sturm und Drang noch durch Selbsterziehung seinem schwachen Inneren einen festen Halt hatte geben können, er sollte Widerstand leisten all der Lust und Qual, die dem Tragen einer Krone anhängt? Das war undenkbar. Diese Zeit nach der Thronbesteigung mußte die unheilvollen Keime, die in dem königlichen Jüngling schlummerten und die unter anderen Verhältnissen oder bei später erfolgter Thronbesteigung möglicherweise nicht so rasch zur Entwicklung gelangt wären, zu rapider Entfaltung bringen.

Bereits im Jahre 1867 hatte Dr. Morel, der aus Anlaß des Chorinskyschen Kriminalfalls nach München kam und dort den jungen König sah, betroffen von dem schwärmerischen Blick desselben — jenem Blick, den seine Bewunderer so oft in dichterischer Begeisterung gefeiert — das traurige Prophetenwort gesprochen: „Das ist ein Auge, aus dem künftiger Irrsinn spricht.“ Bald traten eine Reihe weiterer Gelegenheitsursachen hinzu, welche den Krankheitsdämon heraufbeschwören halfen, der nunmehr immer fester die Seele des unglücklichen Königs zu umklammern begann.

Das erste Hauptereignis, das auf Ludwigs Gemüt mächtig wirken mußte, war die Anbahnung eines intimen Verkehrs mit Richard Wagner. Es gibt nichts Schädlicheres für krankhaft beanlagte Menschen, als einen Verkehr mit solchen, die ihre abnormen Empfindungen zu teilen verstehen. Den romantischen Gestalten Wagnerscher Dichtungen, Wagners gewaltige, glühende Phantasie, mußten den König entzücken, und die sinnverwirrende Raffinerie der Wagnerschen Musik mußte den in solchen Genüssen Schwelgenden dermaßen begeistern, daß er darüber alles andere vergessen und dem „Meister“ eine Macht einräumen konnte, deren er sich vielleicht gar nicht bewußt war. Noch in den letzten Jahren übte die Anhörung des Parsifal eine solch gewaltige Wirkung auf den König, daß er unmittelbar nach Schluß der Oper sich eine Messe lesen ließ, um seiner bis

zur Illusion gesteigerten Phantasie noch weitere Nahrung zu geben.

So unheilvoll, wie gesagt, der Einfluß Wagners auf den Geisteszustand des Königs wirken mußte, so entschieden ist dabei die vielfach verbreitete Ansicht zurückzuweisen, Wagner habe sich mit Arglist des jungen arglosen Königs bemächtigt und denselben seinen egoistischen Zielen dienstbar gemacht. Nein, die großartigen, aber etwas phantastischen Pläne Wagners fanden in der Seele Ludwigs einen schon vorbereiteten Nährboden und wucherten auf diesem rasch und üppig weiter, ohne daß Wagner hiezu besonderer List oder Anstrengung bedurft hätte. Allein im Volke herrschte die erstere Anschauung, und auf stürmisches Verlangen desselben, d. h. derer, die sich als Vertreter der Volksmeinung aufspielten, sah sich der König veranlaßt, Wagner zu entlassen. Diese Auflehnung des Volkes gegen seinen Verkehr mit dem Tondichter traf den König aufs allerempfindlichste. Vielleicht hatte er dabei vorübergehend den Gedanken, er müsse der Liebe und dem Vertrauen des Volkes ein Opfer bringen, jedenfalls erwachte aber bald ein Gefühl schwer beleidigten Stolzes und tief verletzter Königswürde in ihm, das auf sein Gemüt einen unheilvollen Druck ausübte. So trug auch dieses Vorkommnis mächtig zur raschen Entwicklung der Krankheitskeime bei.

Das dritte Ereignis, wodurch das Leiden des Monarchen wesentlich gefördert wurde, war seine Verlobung mit der Prinzessin Sophie, der Tochter des Herzogs Max von Bayern, und die nach kurzer Zeit zur Notwendigkeit gewordene Wiederauflösung dieses Verhältnisses. Über die Gründe dieser Maßregel sind höchst abenteuerliche und für die Ehre der Braut wenig schmeichelhafte Gerüchte verbreitet worden; eine strenge Prüfung derselben auf ihre Berechtigung ist bis jetzt nicht möglich gewesen und wird vielleicht niemals gelingen; zu Gunsten der Prinzessin spricht deren bald darauf erfolgte Vermählung mit

einem Angehörigen der höchsten französischen Aristokratie, und zur Erklärung des Vorfalls genügt vollkommen die während der ganzen Folgezeit bei dem König ununterbrochen zu tage getretene Anomalie im Gefühlsleben, welche bei demselben gegen das weibliche Geschlecht Gleichgiltigkeit — um nicht zu sagen ernste Abneigung — hervorrief, während er verschiedenen Männern das innigste Interesse widmete, einzelnen sogar die zärtlichsten Briefe schrieb, wie kaum ein Bräutigam der Braut. Es konnte nicht fehlen, daß sich an dieses Verhalten des Monarchen die bestimmtesten Behauptungen über schwere geschlechtliche Verirrungen desselben knüpften. Auch hierüber wird sich bei der geflissentlichen Umgehung dieses Punktes von maßgebender Seite kaum je völlige Klarheit gewinnen lassen — wenn aber schon dieses Stillschweigen angesichts der sonstigen unzweifelhaften Störungen im Triebleben des Monarchen eher für als gegen jene Behauptungen spricht, so läßt sich vom allgemein wissenschaftlichen Standpunkte aus deren Wahrscheinlichkeit noch viel weniger bestreiten. Sicher ist, daß die notwendig gewordene Lösung der Verlobung im Verein mit den oben erwähnten schädlichen Einflüssen den durch die Erziehung genährten Hang Ludwigs zur Einsamkeit mächtig zur Geltung brachte. So zeigten sich denn Menschenscheu verbunden mit Menschenverachtung bei beginnendem Größenwahn als die ersten Früchte der zur Entwicklung gelangenden Krankheitskeime.

Noch war aber der Wille stark genug, den unheimlichen Einflüsterungen der inneren Stimme zu widerstehen, noch waren die zeitweise aufblitzenden Ideen von Größen- und Verfolgungswahn nicht so tief ins Bewußtsein eingedrungen, daß sie, wie es später der Fall war, das ganze Leben und Treiben des Königs beherrschten.

Die politischen Ereignisse des Jahres 1871, der unabwendbare Zwang der äußeren Verhältnisse, die ein Preisgeben

von Hoheitsrechten und gewisse Beschränkungen der königlichen Machtvollkommenheit unvermeidlich machten, steigerten in dem einsamen König, der nur in seinem eigenen Ideenkreis, in seinen Phantasieen und Illusionen glücklich war, das schmerzliche Gefühl des Kontrastes zwischen Ideal und rauher Wirklichkeit rasch und mächtig. So wurde die im Gehirn des Königs glimmende Glut allmählich zur lodernden Flamme, die den edlen Geist verzehren sollte. Aus dem schlanken, feurigen Jüngling, dessen Liebenswürdigkeit einst alles begeistert hatte, war im Lauf der Jahre ein einsamer, blasser, finsterer Mann geworden, der — unglücklich bei all der märchenhaften Pracht, mit der er sich umgeben hatte, von Zwangsvorstellungen und Selbstmordgedanken gepeinigt in stürmischer Wetternacht auf Bergespfaden dahinraste, allein in seinem goldenen Wagen, allein mit seiner sonderbaren Lust und seiner unheimlichen Qual, und an dem nur das tiefblaue Auge mit dem ergreifenden, halb schwärmerischen, halb wehmütigen Blick an den einstigen herrlichen Jüngling erinnerte.

Begreiflicherweise mußte allmählich bei allen Einsichtigen die Überzeugung, daß es mit des Königs Geisteskräften höchst traurig bestellt sei, um so mehr Platz greifen, als die völlige Geisteszerrüttung seines Bruders Otto längst niemanden mehr ein Geheimnis war; am 21. Februar 1884 brachte gar der Züricher „Sozialdemokrat" in seinem Feuilleton eine, natürlich mit den entsprechenden Schlußfolgerungen versehene, eingehende und im Ganzen zutreffende Schilderung von dem Zustand und dem Treiben des geisteskranken Monarchen.

Noch zwei Jahre verflossen, bis die inzwischen ins unerträgliche gesteigerten, durch des Königs Bauwut herbeigeführten „Schwierigkeiten der Zivilliste" die Katastrophe unvermeidlich machten, welche mit dem Tode des unglücklichen Fürsten und seines ärztlichen Wächters ihren tragischen Abschluß fand und deren Einzelheiten noch frisch in aller Erinnerung leben.

Das ärztliche Gutachten, auf Grund dessen die Entthronung des Königs erfolgte, lautete wörtlich folgendermaßen:

„1) Seine Majestät befindet sich in einem vorgerückten Stadium geistiger Erkrankung; derselbe leidet nämlich an derjenigen Form geistiger Störung, welche erfahrenen Irrenärzten als Paranoia (Verrücktheit) wohl bekannt ist.

2) Eine Heilung Seiner Majestät von diesem stufenweise und ununterbrochen fortschreitenden Übel, welches bereits seit einer Reihe von Jahren besteht, ist nicht möglich, und lediglich eine weitere Abnahme der Geisteskräfte in Aussicht zu nehmen.

3) Durch diese Krankheit ist die Willensfreiheit völlig ausgeschlossen, so daß der König an der Führung der Regierung dadurch behindert ist. Diese Behinderung wird nicht nur über ein Jahr hinaus, sondern vielmehr lebenslänglich dauern.

Gezeichnet:

Gudden.
Hagen.
Grashey.
Hubrich."

Im folgenden soll nun an der Hand des vorliegenden Materials gezeigt werden, wie sich die Störung auf jedem der drei Hauptgebiete der Geistesthätigkeit, nämlich dem des Empfindungsvermögens, dem des Vorstellungsvermögens und dem des Willens, im einzelnen entwickelte und manifestierte.

I. In der Sphäre des Empfindungsvermögens

bestanden bei dem König Anomalien sowohl in der Anspruchsfähigkeit des Gemütslebens als in der Kraft der Gemütsreaktion und der Art der Gefühlsbetonung.

1) Anomalien in der Anspruchsfähigkeit des Gemütslebens.

Man versteht hierunter die Eigenschaft des letzteren, Wahrnehmungs- und Erinnerungsvorstellungen mit Gefühlen der Lust oder Unlust zu betonen, und man unterscheidet Zustände abnorm leichter und Zustände abnorm erschwerter bis aufgehobener gemütlicher Reaktion. Bei abnorm leichter Anspruchsfähigkeit des Gemüts kann sich schon der bloße Gedanke mit einer Gemütsbewegung verbinden, doch bleibt der Vorgang nicht lange im Bewußtsein, indem die zu der Gemütsbewegung führende Vorstellung rasch entweder vergessen oder durch eine neue verdrängt wird. Aus diesem Grunde besteht ein ständiger Stimmungswechsel. Alle, die in letzter Zeit sich in des Königs unmittelbarer Umgebung befanden, werden davon zu erzählen wissen. Gnade und Ungnade konnten sofort wechseln, niemand vermochte für die nächste Minute die Laune des Königs vorherzusagen. Der Wille hatte allmählich seine Kraft verloren und das Urteil konnte nur dann zu größerer oder geringerer Klarheit kommen, wenn es die Stimmung zuließ.

Hierher gehört auch die ästhetische Überempfindlichkeit des Königs. Von der Gesichtsbildung oder dem Benehmen der mit ihm in Berührung Kommenden konnte der König sofort angenehm oder unangenehm berührt werden, und es erklären sich hieraus die kapriziösen Zu- und Abneigungen und die oft wechselnden Sympathien und Antipathien des Königs für oder gegen verschiedene Persönlichkeiten. So erzählt der Verfasser der „Studie über den Charakter Ludwigs II.,“ wie bei einer ärztlichen Konsultation auf Hohenschwangau, zu der er im Februar 1884 wegen einer Mundkrankheit des Königs berufen wurde, dieser sofort bei seinem Eintritt ihn bat, seine Brille abzunehmen, auf seine bedauernde Erwiderung aber, daß er dies nicht thun könne, sich dann zufrieden gab.

Ethische Überempfindlichkeit war es, welche es während des Königs Jugendzeit bedingte, daß durch entsprechende Vorstellungen (meist durch Lektüre oder Theater hervorgerufen) Wehmut und Begeisterung sehr leicht und im Übermaß zu Wege gebracht wurden.

Allein dieses Übermaß gemütlicher Reaktion schlug bei dem König immer mehr in eine ziemlich erhebliche Interesselosigkeit gegenüber ethischen Lebensbeziehungen und Pflichten um. Der Stimmungszwang verhinderte die Erkenntnis von Pflichterfüllung und Pflichtverletzung, und der rasche Ablauf der geistigen Vorgänge ließ ein längeres Nachdenken über die Bedeutung von Handlungen oder Ereignissen nicht zu. Die bei fortschreitender Krankheit in immer größerer Stärke auftretenden Wahnideen verfälschten das Bewußtsein des Kranken, er brachte alle Vorstellungen nur noch in freundliche oder feindliche Beziehung zu sich selbst (Größen- oder Verfolgungswahn), und hiemit schwand das Interesse an fremdem Wohl und Wehe immer mehr, um dem völligen Egoismus Platz zu machen. Ebenso entwickelte sich aus der früheren ästhetischen Überempfindlichkeit deren Gegenteil, als deutliches Zeichen zunehmender Abstumpfung der geistigen Funktionen. Die früher mit größter Sorgfalt betriebene Körperpflege wurde vernachlässigt; das Selbst- und Ehrgefühl schwand; der König trug sich mit dem Plan, sein Land zu verlassen oder zu vertauschen; er empfand es nicht mehr als Schimpf, in allen Wechselstuben und an verschiedenen auswärtigen Höfen Geldanlehen zu machen; er empfand die Vorstellungen der Minister nicht als demütigend und seine Antworten auf dieselben nicht als ungenügend; er fand nichts besonderes in dem Versuche, die Gesetze zu brechen (Befehl zur Anwerbung einer Räuberbande behufs Geldbeschaffung); er belegte nahestehende Personen und die Minister mit den verächtlichsten Bezeichnungen ohne zu fühlen, wie sehr er sich hierdurch selbst heruntergab.

2) Anomalien in der Kraft der Gemütsreaktion.

Wie bereits früher angedeutet, bestand bei dem Monarchen schon in der Knabenzeit eine solche Reizbarkeit, daß die geringfügigsten Dinge Zorn- und Wutausbrüche von außerordentlicher Heftigkeit erzeugen konnten. In der letzten Zeit nahmen dieselben derartige Dimensionen an, daß es geradezu lebensgefährlich war, dem König während derselben nahe zu kommen.

Die Diener wurden oft auf das ärgste mißhandelt, sie mußten nicht nur ihre eigenen Fehler, sondern zuweilen auch diejenigen von abwesenden Personen büßen. Die große Zahl der in den letzten Jahren aus solchen Anlässen vorgekommenen Körperverletzungen ist allgemein bekannt.

3) Anomalien in der Art der Gefühlsbetonung.

Diese bestehen darin, daß gewisse Eindrücke ganz abnorme Reaktionen hervorrufen. Als eine derartige Anomalie stellt sich das bereits oben hervorgehobene Unlustgefühl des Königs im Verkehr mit dem anderen Geschlechte dar. Ferner gehört hierher die besondere Lust des Königs am Schmerze Anderer und seine hieraus hervorgegangene Neigung zur Menschenquälerei. Mögen es häufig auch die später genauer zu erörternden Zwangsvorstellungen gewesen sein, unter denen die Sekretäre und Diener des Königs schwer zu leiden hatten, so war es doch zuweilen sicher bloß die Lust am Quälen, die diesen veranlaßte, von denselben unmögliche Dinge zu verlangen und ihnen allerlei raffiniert ersonnene Demütigungen aufzuerlegen. Dieser Hang zur Quälerei steigerte sich später bis zu wirklicher Grausamkeit, welche sich im Ersinnen und Befehlen ausgesuchter Torturen bekundete, und unter anderem auch in der Wahl der Theaterstücke zu den Separatvorstellungen sich geltend machte. Daß der König in der letzten Zeit seine diesbezüglichen Befehle wirklich vollzogen

glaubte und überzeugt war, der eine Verurteilte schmachte im Burgverließ, der andere sei gepeitscht, der dritte getötet worden, war ein Beweis für den bereits weit vorgeschrittenen Verfall seiner Geisteskräfte. So kalt übrigens der kranke König über die Störung des Lebens- und Familienglückes Anderer urteilen konnte, so unfähig war er zur Ertragung der geringsten Störung seines eigenen Wohlbefindens. Obwohl er fortwährend an den Folgen schadhafter Zähne und ständigem Magenkatarrh zu leiden hatte, erduldete er doch lieber Jahrzehnte lang alle möglichen Unannehmlichkeiten, als daß er sich hätte entschließen können, die paar Zahnüberreste entfernen und sich ein künstliches Gebiß anfertigen zu lassen.

II. In der Sphäre des Vorstellungsvermögens

zeigten sich bei König Ludwig sowohl Störungen im Ablauf des Vorstellungsprozesses als auch Verfälschungen im Inhalt des Vorstellungslebens (Wahnideen).

Eine krankhafte Störung der ersteren Art ist die Beschleunigung des Vorstellens, welche sich in größerem Bilder- und Wortreichtum der Sprache, in geistreichen Anspielungen und ungewöhnlicher Redseligkeit und in abspringendem Ideengange äußert. Der Kranke kommt in seinem Redefluß auf die allerverschiedensten Dinge, deren Verbindung untereinander zwar in Gedanken wohl noch stattfindet aber nicht mehr so klar zum Bewußtsein kommt, daß dieselbe ausgesprochen würde. Bei der oben erwähnten Konsultation auf Hohenschwangau erzählte der König dem beratenden Arzte zunächst die vielen Leiden, die ihm seine Zähne verursachten, dann folgten unvermittelt nacheinander in stetigem Redefluß: Erkundigungen nach jedem einzelnen Mitgliede der Familie des Arztes, genaue Erzählung der Flucht der Kaiserin Eugenie 1870 nach England, Urteile des Königs über historische Aufsätze eines Mr. Sorel über Louis XIV., Talleyrand, Mirabeau,

Erkundigungen nach den Freunden des Arztes, Aufforderung zu einem Urteil über den gesamten Gesundheitszustand, das Aussehen, die Lebensweise des Königs, absprechende Äußerungen über die „kalten" Engländer, Klagen über verschiedene Zahnärzte, Urteile über einige Dichter*) und Komponisten, Aufforderung zur gründlichen Untersuchung der Augen des Königs, die derselbe entzündet glaubte. So vergingen fast vier Stunden, und der eigentliche Zweck der Audienz war nur so zwischenhin und kaum ein paar Minuten lang gestreift worden.

Der beschleunigte Ideengang des Königs ging oft in Gedankenflucht über, die blitzartig auftauchenden Vorstellungen wurden gar nicht mehr logisch aneinandergereiht (Verwirrtheit), weil der logische Vorstellungsgang durch illusorische und hallucinatorische Wahnideen fortwährend gestört wurde und somit gar nicht zur Sache gehörige Vorstellungen sich dazwischen eindrängten. Schon zur Zeit, als Minister von Lutz noch Kabinetssekretär war, wurde derselbe gelegentlich dadurch überrascht, daß der König mitten im Anhören des Vortrages plötzlich irgend ein Bruchstück aus Schillerschen Dramen rezitierte. — Der König hatte nicht nur für Dichtungen, sondern auch sonst ein ungewöhnliches Erinnerungsvermögen. Jeder, der längere Zeit in der Umgebung des Königs zu thun hatte, war erstaunt über das geradezu glänzende Gedächtnis desselben, selbst für längstgeänderte Dinge und längstvergangene Vorkommnisse und für die unbedeutendsten Kleinigkeiten. Mit Unrecht hat man diese Gabe des Königs als einen Beweis gegen das Vorhandensein einer Geisteskrankheit angeführt, denn es ist vielmehr eine so abnorme Erinnerungsfähigkeit im Zusammenhalt mit allen übrigen Eigenschaften und Fähigkeiten dieses Gehirns ein Beweis für eine krankhafte Organisation desselben.

Die Phantasiethätigkeit war beim König schon in

*) Vergl. den Anhang.

den Jugendjahren eine ganz abnorme. Die kühne, in ungemessene Ferne schweifende Phantasie des Jünglings fand damals ihre willkommene Nahrung in der Lektüre Schillers, dessen größere dramatische Werke der junge König seinem ausgezeichneten Gedächtnisse eingeprägt hatte und die er in schwärmender Begeisterung rezitierte oder im Theater an sich vorüberziehen ließ. Die Heldenjünglinge Schillerscher Dramen wurden damals von Hofschauspieler Rohde in einer Weise dargestellt, die das Herz des Königs entzückte. Mehrere Monate hindurch wurde Rohde fast täglich zum König befohlen und beide deklamierten stundenlang zusammen oder der König hörte dem Vortrag des Schauspielers zu, jedesmal einfallend oder korrigierend, wenn ihm in der Betonung der Worte oder im Wortlaut des Textes etwas verfehlt schien. Man konnte aber aus seinen Bemerkungen und Korrekturen schließen, daß es weniger der Inhalt, die Idee des Dramas war, die seinen Geist sympathisch anregte, als die Schönheit des Ausdrucks, der Schwung der Phantasie, der Idealismus der handelnden Personen, in deren Denkweise er sich völlig zu versenken im stande war. Rohde stellte den Don Carlos, den Ferdinand rc. so dar, wie ihn der König sich in seiner lebhaften Phantasie ihn träumte, der König verehrte den jungen Schauspieler nur aus diesem Grunde und würdigte ihn in jenen glücklichen Stunden dramatischer Rezitationen eines herzlichen, freundschaftlichen Verkehrs. Eines Tages mag sich ihm jedoch der Gedanke aufgedrängt haben, dieser Verkehr verletze seine Königswürde, denn Rohde fiel plötzlich in Ungnade, ohne jemals den Grund zu erfahren.

In großer Gunst stand später der Sänger Nachbaur, der die Hauptrollen der Wagnerschen Tonschöpfungen ganz so zu verkörpern wußte, wie sie in des Königs Phantasie lebendig waren. Auch er genoß manchen Beweis königlicher Gunst; der König schwärmte mit ihm, küßte ihn auch einmal sogar auf die Stirn, bot ihm — ebenso wie Rohde — das vertrauliche

„Du" an, ergötzte sich an seinen Schwänken und Anekdoten. Aber selbst dieser zurückhaltende, bescheidene Künstler wurde wiederholt ermahnt, er möge keinen Augenblick vergessen, daß sein Gönner ein König sei.

Später, als das Leiden des Königs vorgeschritten war, als die Phantasmen sich zu Illusionen gesteigert hatten, gewährte der König seine Freundschaft einem Kainz, der ihn in dem Viktor Hugoschen Drama „Marion de Lorme" in der Rolle des Didier entzückt hatte. Aber nicht als den Darsteller schätzte er ihn, sondern als den Didier selbst, den er in Illusion leibhaftig vor sich zu sehen geglaubt hatte und in näherem Verkehr stets von neuem sah. Auch war die Freundschaft zu Kainz nicht wie ehedem die zu Rohde bloß eine begeisterte jugendliche Verehrung für einen Künstler, sondern eine Art von Verliebtheit in die Person des Didier-Kainz, wie dies aus den aus unbekannten Gründen in die Öffentlichkeit gelangten Briefen des Königs an Kainz hervorgeht. —

Der Kunstgeschmack des Königs in Bezug auf den Inhalt von Theaterstücken ging in der letzten Zeit stark zurück und es gäbe eine ausführliche Beschreibung der Reihenfolge und des Inhalts der für die Separatvorstellungen befohlenen Theaterstücke ein interessantes Spiegelbild vom Wesen wie vom Fortschreiten der Krankheit des Königs. Anfangs waren es die Dramen Schillers, der König schwelgte noch in Idealen, er vermochte noch einen Marquis Posa zu verstehen und hochzuachten. Mit zunehmendem Größenwahn verschwanden von seinem Theaterrepertoire die Schauspiele, in denen von allgemeiner Menschenliebe, von Freiheit und Tugend geschwärmt wurde, und es traten, der zunehmenden Verehrung für Ludwig XIV., den König der Könige, entsprechend, französische Machwerke in den Vordergrund. Aus einer Reihe von Anekdoten und Hofszenen, an denen der König bei der Lektüre Gefallen gefunden hatte, mußten durch einen Hofdichter Theaterstücke gefertigt

werden und die peinlichste Treue im Kostüm, in der Maske und im Wortlaut war die Bedingung des königlichen Wohlgefallens. Später, mit der zunehmenden krankhaften Steigerung der Phantasiethätigkeit, fiel die Wahl auf Darstellungen aus der römischen Kaiserzeit und auf indische Märchenpracht, und als die ethischen Gefühle des Königs immer mehr in Verfall gerieten, mußte sich auch die Tragik und die Grausamkeit in den befohlenen szenischen Darstellungen steigern; je mehr und auf je grausamere Art Menschen theatralisch zu Tode gequält wurden oder starben, desto größer war der Beifall des Königs für den Dichter und den Schauspieler. War gelegentlich die Stimmung des Königs mehr der ultra-sentimentalen Seite zugekehrt, so suchte und fand er das Echo seiner Empfindungen im Parsifal.

Auch in seiner Bauthätigkeit spiegelt sich, wie im Theaterrepertoire, das Wesen und Fortschreiten der Krankheit des Königs. Ein angeborener künstlerischer Geschmack stand seiner glänzenden Phantasie beim Ersinnen der Baupläne zur Seite, und daß bei zunehmendem Größenwahn auf die verfügbaren Mittel nicht im Mindesten Rücksicht genommen wurde, ist sehr begreiflich. Die unruhige, ewig weiterschweifende Phantasie ließ dabei kein Projekt zu ruhiger Vollendung kommen, sondern es mußte immer wieder verbessert, vergrößert und Neues projektiert werden. Der anfänglich feine und durch unausgesetztes Studium geläuterte Kunstgeschmack des Königs schlug mit zunehmender Krankheit ins Barocke und Monströse über, von den höchsten Meisterwerken der Renaissance und des Rococo sank er herab zum Schnörkelwerk chinesischer Architektur und Skulptur, die Pracht und Großartigkeit sollte immer und immer wieder überboten werden, bis sie ins Überladene und Unschöne geriet.

Nachdem die Schlösser und ihre Ausstattung Millionen über Millionen verschlungen hatten, gaben endlich die sogenannten

„Schwierigkeiten der Zivilliste“ den ersten Anlaß zur Erwägung, ob hier nicht etwas anderes im Spiele sei als eine „Verbauung“. Es wurde schon Manchem klar, daß die entstandene und äußerst rasch anwachsende Schuldenlast keine bloße Folge einer unrichtigen Finanzgebahrung oder durch vorübergehende kostspielige Launen des Königs bedingt war, sondern daß ein tieferes, chronisches Übel vorliegen mußte, entsprungen aus der völligen Unfähigkeit des Königs, den Flug seiner Phantasie unter die klare Einsicht der thatsächlichen Verhältnisse zu beugen, d. h. Ausgaben und Einnahmen aus eigener Kraft und Einsicht ins Gleichgewicht zu bringen.

Die krankhafte Phantasiethätigkeit trägt auch zum Teil die Schuld an dem viel beklagten und folgenschweren Hang Ludwigs zur Einsamkeit. Die enorme Empfindlichkeit (Verletzbarkeit) des Gemütes, verbunden mit einer stets zunehmenden Willensschwäche, thaten hiezu das übrige. Wir haben schon oben ausgeführt, daß unter anderen Lebensverhältnissen die Krankheitskeime nur schwach gediehen oder vielleicht gar nicht zur Entwicklung gekommen wären, daß aber bei einem Jüngling, der gerade zur Zeit der körperlichen und geistigen Entwicklung König wurde und nun alle seine Träume und Wünsche verwirklichen konnte, der Krankheitsfunke rasch zur Flamme angefacht werden mußte.

Wir kommen nun zu den bei Ludwig II. vorhandenen Verfälschungen im Inhalt des Vorstellungslebens (Wahnideen).

Bei der primären Verrücktheit sind es zwei Wahnideen, die das Krankheitsbild zu beherrschen pflegen, entweder der Verfolgungswahn oder der Größenwahn oder beide nebeneinander.

Der Verfolgungswahn kam bei König Ludwig nur untergeordnet und zeitweise zum Vorschein. So ist sein Vorhaben,

einen Geheimbund zu gründen, hierher zu rechnen. Das Volk sollte scharf überwacht und jede allenfallsige Regung der Unzufriedenheit sofort unterdrückt werden, ein Bund von Verschworenen sollte sich damit beschäftigen, die Volksstimmung stets auszukundschaften und allenfallsige Unzufriedene anzuzeigen. Die während der Anwesenheit des Königs in München befohlene strengste Bewachung der Fahr- und Gehwege des englischen Gartens durch Gensdarmen und häufige Bewachung des königlichen Wagens während der Spazierfahrten des Königs ist wohl nur zum Teil dem Verfolgungswahn (einer völlig unbegründeten Furcht vor den Sozialisten), zum andern Teil aber dem Größenwahn zuzuschreiben, indem der König es liebte, durch möglichste Entfaltung von Machtvollkommenheit sich als Herrscher zu zeigen. Auch die Menschenscheu und Menschenverachtung (das Volk „verdient“ es nicht, den König zu sehen) hatten an diesen Maßregeln ihren Anteil.

Der Größenwahn war es, der im Laufe der Jahre das Thun und Treiben des Königs immer mehr und in der letzten Zeit völlig beherrschte. „Jeder Zoll ein König,“ so dachte und sagte der Bürger, der den König bei irgendwelchen festlichen Anläßen zu sehen Gelegenheit hatte, das schärfere Auge des Psychologen nahm jedoch die Haltung mit zurückgebogenem Haupte und den Grandezzaschritt als Zeichen von Größenwahn. Es ist wohl möglich, daß Ludwig II. vor und unmittelbar nach seiner Thronbesteigung noch Absichten von Volksbeglückung und ein gewisses Maß von Liebe zu den Menschen hatte. Als aber vor dem neunzehnjährigen Jüngling mit dem krankhaft angelegten Seelenleben sich alles zu Boden warf, ihn umschmeichelte und glorifizierte, wie sollte da nicht der Wahn sich bei ihm festsetzen, er, Ludwig II., sei ein großer, gewaltiger Herrscher, der den Gesetzen und der Pflicht nur insofern unterthan sei, als er dies selbst wolle? Und während er anfangs sicher noch mit Vernunft und Willenskraft die auftauchenden Wahn-

ideen bekämpfen und unterdrücken konnte, stahlen sie sich ihm doch immer öfter ins Bewußtsein und blieben endlich darin haften.

Das Ideal eines Königs wurde ihm Ludwig XIV. Die zahllosen Schriften und Bücher, die er über das Leben und Treiben dieses Königs las, gaben seinem Wahn unausgesetzt Nahrung und der Wahn steigerte sich immer höher: zuerst zufrieden, Ludwig XIV. bloß in seinen Werken peinlich nachzuahmen, suchte er später in Allem, selbst in Gang, Haltung, Sprache und den kleinsten Gewohnheiten sein erhabenes Vorbild zu erreichen, bis seine mächtige Phantasie sich steigerte zur Illusion und Hallucination und er den großen König leibhaftig vor sich zu sehen, mit ihm zu sprechen, und schließlich in ihn selbst verwandelt zu sein wähnte.

Auch im Verkehr mit seiner Umgebung dokumentierte sich die Zunahme des Größenwahns. Die Diener durften dem höchsten der Könige nicht mehr ins Gesicht blicken, sie mußten tiefgebeugt vor ihm stehen, ja schließlich durften sie nur noch auf dem Bauche kriechend ihm nahe kommen oder von außen durch verschlossene Thüren die Befehle entgegennehmen und durch Kratzen an der Thüre Antwort geben. Es erscheint unbegreiflich, daß sich Leute hiezu verstanden und dabei nicht die ernstesten Zweifel an der Zurechnungsfähigkeit ihres Herrn kundgaben. In solcher Umgebung mußte natürlich der Größenwahn rasch zu enormer Entwicklung gelangen.

Das Aufsuchen der höchsten Bergesgipfel zu längerem Aufenthalte, das intensive Interesse an der Konstruktion einer Flugmaschine waren ebenso Symptome von Größenwahn wie die Einführung des chinesischen Zeremoniells, die Ausfertigung zahlreicher Todesurteile und das Sicherhabendünken über Raum und Zeit, das den König bei Bestellungen von Waren 2c. zur quälendsten Ungeduld veranlaßte. Eine politisch interessante Äußerung des Größenwahns war der Haß Ludwigs auf den

deutschen Kronprinzen, dem er nie verzeihen konnte, daß ihm beim Truppeneinzuge in München 1871 die heimkehrenden Sieger als ihrem Führer in den Schlachten entgegengejubelt hatten. Am Empfange hoher Fürstlichkeiten hatte Ludwig ohnehin nie Vergnügen gehabt, denn ihm, dem großen Könige, der nur Demut und Unterwürfigkeit sehen wollte, der sich von seinen Dienern fast wie ein Gott verehren ließ, mußte es peinlich sein, Gleich- oder Höhergestellten Aufmerksamkeiten erweisen zu müssen.

Bei dem in der letzten Zeit rasch zunehmenden geistigen Verfall ist es erklärlich, daß den König, der sich alles unterthan glaubte, die Schwierigkeiten gewaltig erschüttern mußten, die ihm in der Angelegenheit der Kabinetskasse allenthalben bereitet wurden. Man glaubt es ihm aufs Wort, wenn er sagt, er könne nicht weiterleben, wenn man seine Bauthätigkeit einschränke, denn er hatte kein anderes Streben, keine andere Freude mehr, als jeden Tag neue Phantasiegebilde verwirklichen zu können, wobei es ihm gleichgiltig war, ob darüber Land und Volk zu Grunde gingen oder nicht. Und wenn man nun alle seine Wünsche erfüllt hätte, hätte man ihn retten können? Nein, denn die ferneren Wünsche wären immer größer und immer schwerer erfüllbar geworden, sie entsprangen ja nicht einer durch Willenskraft eventuell bezähmbaren Laune, sondern einem kranken Gehirn, das in seinem Urteilen und Wollen geschädigt war. Man kann mit großer Wahrscheinlichkeit annehmen, daß die absolut nötig gewordene Zwangsmaßregel der Einsetzung einer Regentschaft den von seiner geträumten Machthöhe geschleuderten unglücklichen König zum raschen Entschlusse der Selbstvernichtung trieb, aber mit ebenso großer Wahrscheinlichkeit kann man sagen, daß König Ludwig früher oder später auf ähnliche Weise hätte enden müssen, und seine Seele hätte wahre Folterschmerzen erlitten, bis ihm endlich der Todesengel die heiß ersehnte Erlösung von seinen Qualen gebracht hätte.

III. Anomalien der motorischen Seite des Seelenlebens.

Zu den Störungen im Triebleben ist die bereits berührte Abneigung des Königs gegen den Verkehr mit Personen des anderen Geschlechts zu rechnen. Impulsive Akte (d. h. Vorstellungen, die, ohne klar ins Bewußtsein getreten zu sein, sofort in Handlungen umgesetzt werden) kamen beim König häufig vor, wie die schweren Mißhandlungen der Diener erweisen. Zwangsbewegungen, ein sicheres Symptom psychischer Schwächezustände, kamen besonders in den letzten Jahren vor; der König tanzte und sprang im Zimmer auf und ab, spielte stundenlang mit einer Haarlocke 2c. Anfangs waren es wohl Empfindungen, Wahnideen und Sinnestäuschungen, die ihn hiezu veranlaßten, später wurden diese Bewegungen vermutlich automatisch gemacht.

Die Störungen des Wollens sind bei Beurteilung der Krankheit des Königs von ganz besonderer Bedeutung. Fiel es doch in allen Kreisen, in denen das Königsdrama besprochen und kommentiert wurde, am allermeisten auf und gab es besonders beim Landvolke zu den bedenklichsten Vermutungen und Zweifeln Anlaß, daß neben den offenbar verkehrten Handlungen des Königs seine Intelligenz scheinbar völlig gesund geblieben war. Die Schädigung der Intelligenz in solchen Fällen ist jedoch fast stets zu erweisen, mag auch das Gebahren des Kranken noch so sehr dem eines geistig Gesunden ähnlich sein. Man muß bedenken, daß wohl der Mechanismus des Urteilens und Schließens, der durch Erziehung und Übung erlangt worden ist, unversehrt bleiben kann, während die übrige geistige Kraft krank ist. Der Kranke hat Wahnideen, sie sind die Ursache seines verkehrten Handelns, er besitzt jedoch mittels der ihm eigenen, formell zwar richtigen, aber durch falsche Urteile dennoch verschrobenen Logik die Fertigkeit, seine Wahnideen mehr oder weniger geschickt zu verbergen und er erscheint nun, weil er mit List und Überlegung handelt, dem Laien geistig normal.

König Ludwig besaß in hohem Grade die Gabe, sich nach außen hin anders zu geben als er wirklich war; mit geradezu bewunderungswürdiger Schlauheit wußte er gar oft seine wahren Ansichten und Absichten lange zu verbergen, um in dem ihm geeignet erscheinenden Momente plötzlich mit denselben hervorzutreten. Schon in seiner Knabenzeit soll es dem König den größten Jubel bereitet haben, wenn er seine Lehrer hatte irgendwie täuschen können. Diese Gabe blieb ihm auch bei zunehmender Krankheit treu und sie war es, mit der er den sonst so äußerst vorsichtigen und erfahrenen Dr. Gudden zu dem verhängnisvollen Abendspaziergang veranlaßte. Die Sekretäre und die Diener des Königs wußten aus langjähriger Erfahrung genau, daß ihm um so weniger zu „trauen" war, je harmloser und liebenswürdiger er erschien. Zur Zeit der mehrerwähnten ärztlichen Beratung auf Hohenschwangau mußte die Krankheit bereits weit vorgeschritten sein, wie aus einer Reihe von äußeren Symptomen hervorging; der König ertrug kaum mehr den Blick irgend eines Menschen aus seiner Umgebung, und doch duldete er es, daß der Arzt fast vier Stunden lang aufrecht vor ihm stehen und ihm gerade ins Auge blicken, daß derselbe einige Minuten lang mit den Händen in seinem Munde manipulieren durfte, ohne daß eine Miene sein etwaiges Unbehagen oder ein Wort sein allenfallsiges Mißfallen angedeutet hätte; er war ein so liebenswürdiger Patient, wie man ihn nur wünschen konnte. Dabei war der Ton seines Gespräches ein äußerst verbindlicher; offen geäußerte Bedenken gegen einige seiner kundgegebenen Anschauungen wurden ruhig entgegen genommen und durch neue Gründe zu entkräften gesucht, — kurz, der König bewies in diesen Stunden eine Selbstbeherrschung, die bewundernswert war; um keinen Preis durfte der Arzt an ihm irgend etwas Abnormes bemerken. So suchte er auch noch wenige Wochen vor der Regentschaftserklärung die Gerüchte zu entkräften, die über ihn umliefen und von denen er jedenfalls

Kenntnis hatte. Er ging viel zu Fuß spazieren, redete einzelne Begegnende an und er wußte dabei ganz genau, welchen Erfolg er hiedurch beim Volke erzielte, denn er fühlte seine Krankheit, schauderte aber vor ihren möglichen Konsequenzen.

Das Wollen bei Geisteskranken kann vermindert oder erhöht sein; letzteres war bei König Ludwig der Fall. Sein krankhaft gesteigertes Selbstgefühl, das sich über alle Schranken erhaben dünkte, seine Unfähigkeit, über die Nützlichkeit seiner Handlungen ruhig nachzudenken, sowie sein durch fortwährend erregte Gefühle gesteigerter Thätigkeitsdrang ließen eine Reflexion über die verschiedenen Möglichkeiten von Wollen und Nichtwollen nicht zu. Der Widerspruch, der darin zu liegen scheint, daß der König einerseits sehr energisch seinen „Willen" kundzugeben und durchzusetzen wußte, während er andererseits durch seine Krankheit unfähig war, im Sinne einer Reflexion seine Handlungen einzurichten und zu bethätigen, ist nur ein scheinbarer. Sein „Willen" war nicht das Resultat klarer Urteile und logischer Beweggründe, sondern das krankhaft intensive Bestreben, seine Gedanken und Empfindungen sofort in Handlungen umzusetzen.*) Durch Wahnideen und Sinnestäuschungen war sein Welt- und Selbstbewußtsein gefälscht, seine ganze geistig schon krankhaft angelegte Persönlichkeit wurde durch die oben ausführlich erörterten Ursachen in eine völlig kranke umgewandelt.

Noch sind sodann als bezeichnende Symptome der geistigen Erkrankung des Königs zu berühren die bei demselben zu Tage

*) In dieser Beziehung existieren eine Menge Anekdoten über den König, von denen wir nur eine anführen wollen. Am 15. Oktober 1885 kam der König von Linderhof ohne vorherige Anmeldung nachts zehn Uhr nach Hohenschwangau, läutete selbst am Thore an, ließ seine Mutter aufwecken und aus dem Bette holen und unterhielt sich dann mit ihr in der herzlichsten Weise. Daß dies nicht aus wichtigen politischen oder sonstigen ernsten Gründen geschah, ist sicher. Wahrscheinlich hatte der König eben eine ähnliche Anekdote von Ludwig XIV. gelesen, die ihm so sehr gefiel, daß er sie sofort nachzuahmen sich beeilte.

getretenen **Sinnestäuschungen** und **Funktionsstörungen der Empfindungsnerven**.

Die abnorm lebhafte und glänzende Phantasie des Königs suchte und strebte allenthalben nach Nahrung, Lektüre und Theater waren ihre hauptsächlichsten Quellen. Das intensive Lustgefühl, das der König haben mußte, wenn er völlig vertieft war in eine ihn interessierende Erzählung oder in ein Theaterstück und sich ganz und gar in den Charakter der Personen und die ganze Szene hineindenken konnte, steigerte sich jedenfalls mit zunehmender Krankheit noch höher, bis er endlich das Vorgeführte nicht mehr als Theater, sondern als Wirklichkeit sah, bis er also zu einer **Illusion** gelangte. Um sich möglichst leicht Illusionen zu schaffen, sollten die Kostüme womöglich echt und die Darstellung möglichst wahrheitsgetreu sein. Aus dem gleichen Grunde entstanden Herrenchiemsee in sklavischer Nachahmung von Versailles, die blaue Grotte am Linderhof, die Hundingshütte, die goldenen Wagen und Schlitten, die Ausschmückung der Schlafzimmer mit Mond und Sternen 2c. Bei eisiger Kälte und Nebel im Freien speisend, glaubte sich der König umgeben von den Sonnenstrahlen des Südens, er maskierte sich und die Diener, — kurz, Verfälschungen des Bewußtseins durch Illusionen, als Symptome von Störungen der Besonnenheit und Sinnesthätigkeit, waren an der Tagesordnung.

Während die Illusion durch Steigerung der Phantasiethätigkeit absichtlich oder unabsichtlich hervorgebracht werden kann, ist dies bei der **Hallucination** äußerst selten der Fall, es kommt dieselbe ohne irgend welchen äußeren Anlaß im sogenannten Sinnhirn zu stande wie beim Gesunden eine thatsächliche Sinneswahrnehmung. Der Kranke zweifelt dabei durchaus nicht, sondern er sieht, hört, schmeckt, fühlt wirklich, wie wenn irgend ein Gegenstand einen sinnlichen Eindruck erzeugen würde. König Ludwig litt in den letzten Jahren anscheinend viel durch Hallucinationen. Daß er, wie angegeben wurde, beim

Besuche seiner Schlösser an der Tafel für eine Reihe von Gästen, Ludwig XIV., Marie Antoinette u. A. decken ließ und sich mit den Personen so unterhielt, als wenn sie leibhaftig an der Tafel säßen, kann nicht bestimmt als Hallucination gedeutet werden, da solches bei primär Verrückten noch als lebhafte Träumerei angesehen werden kann. Mit Bestimmtheit deuten aber andere Vorkommnisse auf Hallucinationen: Der König glaubte oft Stimmen und Tritte neben sich zu hören, er blickte lange Zeit mit völlig starren Gesichtszügen auf einen Punkt und befahl zuweilen, Gegenstände, die er zu sehen glaubte, vom Boden aufzuheben, wobei der betreffende Diener unter allen Umständen „einging". Von Geruchs-, Geschmacks- und Gefühlshallucinationen ist nichts Näheres bekannt geworden. Im allgemeinen sind bei primärer Verrücktheit Gehörs- und Gefühlstäuschungen am häufigsten. —

Endlich waren Störungen der Funktionen der Empfindungsnerven beim König im Sinne gesteigerter Erregbarkeit und Erregung vorhanden. Die übermäßige Betonung der Lust- und Unlustgefühle in den Aufregungszuständen ist bereits hervorgehoben worden.

Vollständig dem im Vorstehenden entrollten Krankheitsbild entsprechend war der Befund bei der durch die ärztliche Kommission vorgenommenen Sektion der Leiche des Königs.

Unter den Einzelheiten des Befundes sind folgende als die bemerkenswertesten zu erwähnen: — Die Länge des Körpers betrug 191 cm, der Brustumfang 103 cm. Im Verhältnis zu dieser Körpergröße war der Schädel klein; er war eigentümlicherweise nicht symmetrisch, indem der Diagonaldurchmesser von Stirne links zum Hinterhaupt rechts 17,2 cm, dagegen von Stirne rechts zum Hinterhaupt links 17,9 cm betrug. Das Schädeldach war außerordentlich dünn, nur 3 mm. Kranz und Pfeilnaht an der inneren Seite des Schädeldaches waren vollständig verknöchert. Eine Reihe Knochenwucherungen fanden sich an der Innenfläche des Stirnbeins. Die harte Hirnhaut

war beträchtlich verdickt, besonders über dem Stirnbein, und blutreich; auf der Außenfläche rauh und zottig. Am Clions befand sich ein 2 mm hoch aufspringender Knochenauswuchs. Das Gewicht des Gehirns betrug 1349 gr. Die Substanz desselben war blutreich und ziemlich weich. Die übrigen Organe ergaben die nachstehenden Verhältnisse: Lungen normal, Herz größer als normal, Magen im Zustand chronischen Katarrhs, Milz vergrößert, Nieren groß. —

Unwillkürlich fühlt sich jeder in der Geschichte einigermaßen Bewanderte bei der Schilderung des Lebens und Leidens des unglücklichen Bayernkönigs lebhaft an Herrschergestalten aus vergangenen Jahrhunderten gemahnt. Wer dächte dabei nicht an Domitian, der zuerst den von seinem umsichtigen Vater Vespasian gesammelten Staatsschatz in üppigen Bauten und kostbaren öffentlichen Spielen verschwendete, um dann, als die eingetretene Geldnot seinen ausschweifenden Plänen Schranken zog, in grausamen und mörderischen Verfolgungswahn zu verfallen, der die Besten seiner Zeit dahinraffte; oder an Nero, der durch seine hervorragenden Geistesgaben, insbesondere durch seine Neigung und Befähigung für Dicht- und Tonkunst, bei seiner Thronbesteigung die freudigsten Hoffnungen in den Herzen der entzückten Römer erweckt hatte, jedoch schon nach wenigen Jahren sich den tollsten Ausschweifungen ergab und in wilder Schauspiel- und Bauwut — es sei hier nur an die berühmte aurea domus erinnert — Italiens Hilfsquellen erschöpfte, bis er mit 31 Jahren durch Selbstmord endete — ein schreckliches Beispiel für den zerrüttenden Einfluß unbeschränkter Herrschermacht auf einem glänzend, jedoch vorwiegend auf dem Gebiet der Phantasie, begabten Geist; vollends ganz überraschend aber ist die Ähnlichkeit des Bayernkönigs mit dem oben bereits flüchtig berührten Habsburger, dem deutschen Kaiser Rudolf II. Oder meint man nicht die Lebensbeschreibung Ludwigs zu lesen, wenn man hört, wie Rudolf II. ungeheure Summen auf Palastbauten

verwendete, vorzüglich auf den Hradschin in Prag, wo er in seinen aufs üppigste eingerichteten, mit den kostbarsten Kunstwerken angefüllten Gemächern von aller Welt zurückgezogen hauste; wie er — seiner Zeit an freier Auffassung weit voraneilend — einem Tycho de Brahe und Keppler seinen Schutz gegen pfäffische Unduldsamkeit gewährte (Döllinger!); wie er stets eine unüberwindliche Abneigung gegen die Ehe empfand und zuletzt zum eingefleischten Weiberfeind wurde, und dabei über seiner Würde und seinen Rechten als Herrscher mit argwöhnischer Eifersucht wachte, die manchem Unschuldigen Freiheit, Vermögen und Leben kostete.

Mit Schauder muß uns die Vorstellung erfüllen, daß es nur dem heutigen Stande europäischer Gesittung zu danken war, wenn die Blutbefehle des König Ludwig, der Befehl, seinen Ministern die Augen auszustechen und ähnliche, lediglich einem mitleidigen Lächeln begegneten.

Beglückwünschen wir das brave bayerische Volk, daß es die schwere, durch die Geistesumnachtung seines Herrschers über dasselbe verhängte Prüfung glücklich überstanden hat und hoffen wir, daß es der Weisheit seiner Gesetzgeber gelingen werde, die Verfassung des Landes in einer Weise auszubauen, welche die Wiederkehr derartiger, für die Ruhe und Wohlfahrt des Landes verhängnisvoller Zustände zur Unmöglichkeit macht.

* * *

Der nun als Anhang noch folgende Aufsatz erschien vor Kurzem in Philadelphia in der Zeitschrift »Lippincott's Magazine«. Da dessen Inhalt durchaus den Stempel innerer Wahrscheinlichkeit an sich trägt, auch keinerlei anderweiter Grund für die Annahme einer Mystifikation vorliegt, so glaubten wir den Lesern diesen psychologisch interessanten und unseres Wissens in Deutschland noch nirgends veröffentlichten Beitrag zum Lebensbilde des unglücklichen Monarchen nicht vorenthalten zu sollen.

Anhang.

Ein Gespräch mit König Ludwig II.

Wegen der Besitzübernahme der Güter, welche drei meiner in Rouen vor etwa drei Jahren gestorbenen französischen Vorfahren hinterlassen hatten, war ich genötigt, nach Bayern zu reisen. Aus dem fast gleichzeitig erfolgten Ableben meiner drei Verwandten ergaben sich Umstände, die von vornherein darauf hinwiesen, daß ich eine Audienz beim König von Bayern zu suchen habe. Vor meiner Abreise aus Frankreich verschaffte ich mir daher ein Empfehlungsschreiben von Léon Gambetta, in welchem der Zweck meiner Reise erklärt und der König gebeten wurde, mir die Ausführung meines Vorhabens so weit als möglich zu erleichtern. Nachdem ich meinen Brief in München hatte abgeben lassen, erwartete ich das gewöhnliche Schicksal in solchen Fällen, nämlich, an irgend einen Beamten oder Abgeordneten verwiesen zu werden. Zu meiner Überraschung hatte Gambettas Brief zur Folge, daß ich auf nächsten Morgen um zehn Uhr zum König ins Schloß befohlen wurde. Der König prüfte meine Papiere mit der freundlichsten Teilnahme und überlegte meine Angelegenheit so ernstlich, als ob es sich um eine eigene Sache von höchster Bedeutung für ihn handle. Nachdem er mir Wege und Mittel zu meinem Ziele geebnet, war er im Begriff, die Sitzung abzubrechen, als ihm plötzlich etwas in das Auge fiel, das mir die Verlängerung meiner Unterhaltung mit ihm um zwei höchst interessante Stunden verschaffte. Bei der schnellen Abreise aus Frankreich hatte ich aus Versehen die Aushängebogen eines Aufsatzes über meinen amerikanischen Landsmann

Edgar Poë*), der im Figaro erscheinen sollte, zwischen meine Urkunden und Geschäftspapiere gepackt. Die Aushängebogen waren unbeachtet geblieben, bis ich im Begriff war, die auf dem Tisch ausgebreiteten Papiere zusammen zu fassen. War sein Gebahren bis dahin sanft und weich gewesen, so wurde der König jetzt beim Anblick des Namens Edgar Poë mit einem Male lebhaft und erregt. Seine prachtvollen Augen glänzten, seine Lippen bebten, seine Wangen glühten, und sein ganzes Gesicht leuchtete und strahlte.

„Handelt der Artikel von ihm persönlich?" fragte er mich. „Kannten Sie Poë? Natürlich nicht, bei Ihrer Jugend. Oh, wie bedauere ich das! Ich glaubte schon für einen Augenblick, jemand gefunden zu haben, der diesen wunderbarsten aller Schriftsteller persönlich kannte und der mir bestimmte und ausführliche Auskunft über sein Seelenleben geben könnte. Für mich war er der größte Mensch, der je gelebt, — der größte in jeder Beziehung. Aber, wie das bei manchem Edelstein der Fall ist, so war es sein Schicksal, daß sein Glanz und Feuer durch die Reibungen an gemeinem Gestein getrübt und zerstört wurde. Wie muß er unter den Entwürdigungen, welche die Welt auf ihn häufte, gelitten haben! Und was für harte, herzlose Dinge wurden ihm nachgesagt, als der Tod die Schärfe seiner schneidigen Feder für immer abgestumpft hatte. Sie mögen meine Begeisterung für ihn ermessen, wenn ich Ihnen sage, daß ich für das Vergnügen, ihn eine einzige Stunde bei mir zu haben, in der er mir seine seltenen und ausgezeichneten Gedanken und Gefühle erschlöße, gern auf Thron und Krone verzichtete."

Bei den letzten Worten seiner Rede sank seine Stimme zu einer leisen fast klagenden Monotonie herab, während er sein Haupt fast auf die Brust sinken ließ. Tiefsten Kummer im Antlitz, verharrte er so einige Minuten lang. Dann fuhr er empor und blickte mich erstaunt an, als ob er meine Gegenwart vergessen hätte. Sein Auge blickte sanft und er lachte, — mit hellem lautem Lachen, als mache er sich über sein waches Träumen lustig. „Wollen Sie mir gefälligst zeigen, was Sie geschrieben haben?" fuhr er fort. „Ich sehe, es ist französisch, die einzige Sprache, welche ich außer meiner Muttersprache lese." Er schien Gefallen an dem Inhalt meines Aufsatzes zu finden. „Wie ich sehe, sind Sie gleichfalls ein Verehrer Poës und so will ich Ihnen denn erzählen, daß ich zur Zeit, da ich mit den Schriften

* Edgar Poë, einer der hervorragendsten Dichter des Geheimnisvollen, Unheimlichen und Schauerlichen.

Ihres großen amerikanischen Landsmannes bekannt wurde, die Absicht hatte, eine Art Poëscher Phantasie zu schreiben. Der Gedanke an ein so anmaßendes Vorhaben machte mich anfangs erröten. Nach einer Weile hatte ich indeß meine Phantasie zu Papier gebracht, aber nur um das Geschriebene gleich wieder zu zerreißen. Schließlich vertraute ich die Arbeit doch zwei ergebenen Freunden an. — Infolge der Sympathie, welche das gemeinsame Interesse an Poë erzeugte, will ich mich Ihnen gegenüber, obwohl Sie mir fremd sind, weiter aussprechen. Aus Gründen, welche Sie hören werden, besteht nach meiner Überzeugung, eine innige Parallele zwischen Poës Natur und der meinigen. Verstehen Sie wohl, wie ich das meine. Ich beziehe mich nur auf unsere Naturen, darüber hinaus geht die Parallele nicht. Poë war groß und genial, ich bin weder das eine noch das andere. Er besaß Kraft und Stärke und zwar so viel, daß er — empfindsam und scheu wie er war, — der Welt dennoch Trotz bieten konnte. Das vermag ich nicht. Nicht als ob ich ein Feigling wäre in dem gewöhnlichen Sinne dieses Wortes, denn Leiden und Tod vermögen mich nicht zu schrecken. Allein jede Berührung mit der Welt verletzt mich. Gerade wie Poë bin ich von Natur abnorm empfindsam. Kränkungen verwunden mich so tief, daß sie mich entwaffnen und zu Boden drücken, und gewiß werden sie mich mit der Zeit vernichten. Sogar die Wunden, welche mein Herz von den Unwürdigkeiten davontrug, die ich als Kind erlitt, brennen fort. Ein scharfer oder forschender Blick aus den Augen eines Fremden, und wäre er ein gewöhnlicher Bauer, kann mich stundenlang bedrücken und eine Zeitungskritik kann mich unsäglich elend machen. Mein Wollen — ich darf es sagen, ohne egoistisch zu scheinen — ist gütig und edel und doch habe ich in meinem ganzen Leben keine Wohlthat geübt, die mich nicht gereut hätte, dem Betreffenden erwiesen zu haben. Die Menschen sind mir ebenso verdrießlich, wie das Leben. Ich mache die Bekanntschaft eines Menschen von feinem Gesicht und feinen Sitten, und glaube an die Aufrichtigkeit seines Lächelns. Aber kaum fühle ich mich seiner Treue und Liebe sicher, so entdecke ich an ihm irgend eine Verräterei oder erlausche, daß er mich einen Narren nennt, wo nicht noch Schlimmeres.“ Er stand auf und durchmaß das Zimmer mit langsamen Schritten.

„Es scheint,“ fuhr er nach einigem Stillschweigen fort, „daß es in dem Haushalt des Lebens nur Raum gibt für eine einzige Sorte Menschen. Wer etwas sein will, muß roh, grob und phlegmatisch sein. Wer von anderer Art ist, den werden Feind und Freund zugleich exzentrisch heißen. So sehr ich die gewöhnliche Durchschnittsspecies

verachte, so bedaure ich doch zuweilen, daß ich nicht bin wie ihrer Einer und darum glücklicher. Sie stürzen sich in Exzesse, ohne sich mehr daraus zu machen, als eine Ente, welche im Wasser untertaucht. Für mich ist der Gedanke oder vielmehr die Furcht, daß ich mich eines Tages so weit vergessen könnte, um mich gemäß der allgemeinen Gewohnheit zu erniedrigen und herabzuwürdigen, Grund genug zu den größten Qualen. Wenn ich mit ansehe, wie diese Durchschnittsmenschen mit der größten Nonchalance diese oder jene Nichtswürdigkeit begehen, von der ich mit der äußersten Abscheu zurückschrecke, so frage ich mich, ob sie am Ende nicht zu beneiden sind. Mein Wesen ist mir ganz und gar ein Rätsel. Mein Vater und meine Mutter waren weder abnorm sensitiv noch übertrieben moralisch. So viel ich zu beurteilen vermag, so betrachteten sie das Leben so ziemlich wie die anderen auch. Bei Poë war es, glaube ich, in Beziehung auf seine Eltern ebenso. Stellen seiner Schriften beweisen mir, daß er denselben Widerwillen gegen alles Entwürdigende empfand, wie ich; allein er merkte, wie ihm mitgespielt wurde, wenn er sich nicht das Ansehen gebe, daß er die Verderbtheit der Welt sanctioniere und billige. Ich tadle ihn darum nicht. Er hat klug gethan. Täuschung ist in solchen Fällen das Beste, wenn man sie nur aufrecht zu halten vermag. Mit seiner Sensivität verband er Kraft und Trotz — zwei Züge, die mir völlig abgehen. Vielleicht konnte er die Welt leichter nehmen als ich, da seine Kindheit weniger schrecklich war, als die meine. Während meiner Kindheit widerfuhr mir alles mögliche, das mich verstörte und verletzte. Nicht daß man mir ungewöhnlich hart begegnet wäre, — aber da meine Natur so ungleich der anderer Kinder war, so verletzte mich vielerlei, das sie unangefochten ließ. Ich lernte bald, daß der Umgang Pein schuf und daß ich mich nur dann zufrieden und glücklich fühlte, wenn ich den Menschen fernblieb. Ist dies schon schwer für einen Mann, so ist es für ein Kind fast unmöglich. Ich war genötigt, mich dem Willen strenger, gefühlloser Lehrer zu unterwerfen und der Gesellschaft von Menschen anzubequemen, die in ihrer tierischen Natur mir keine feineren Instinkte zutrauten, wie die ihrigen waren. Die meisten Studien, denen ich obzuliegen hatte, schienen mir trocken, öde und wertlos, — und weil sie mir so zuwieder waren, daß sie meine Verstandeskräfte lähmten und stumpften, so wurde ich für „nicht recht gescheidt" erklärt.

Stundenlang konnte ich dasitzen und Träumereien nachhängen und das trug mir andere Spottnamen ein. Es ist ein Unglück, so organisiert zu sein, — indessen bin ich einmal, wie mich ein mächtigerer

Wille geschaffen hat. Darin liegt der Trost meines Daseins. Wenn ich recht beobachtet und gelesen habe, so beruht das Phänomen des Wahnsinns wesentlich auf einer Überempfindlichkeit. Es wird oft angedeutet und bisweilen offen ausgesprochen, daß ich verrückt sei. Nun ist der Wahnsinnige wohl der einzige auf Erden, der von seinem wahren Zustand nichts merkt. Folglich wäre ich nicht im stande, meinen eigenen gestörten Zustand zu erkennen. Aber ich zweifle, ob ein Wahnsinniger sich selbst so studieren und analysieren kann, als ich es gethan und noch thue. Ich bin einfach außer Akkord und Stimmung mit der Mehrheit meiner Rasse. Ich gehe nicht auf die gewöhnlichen Vergnügungen der Menschen ein, weil sie mich anekeln und mir tötlich zuwider sind. Die Gesellschaft thut mir weh und ich meide sie daher. Die Frauen machen mir den Hof, aber der Sicherheit wegen gehe ich ihnen aus dem Wege. Wäre ich ein Dichter, so würde ich gefeiert werden, wenn ich diese Dinge in Versen sagte, — allein die Gabe des Ausdrucks ward mir nicht zu teil, und so werde ich angegrinst, verhöhnt und für einen Narren ausgegeben. Wird Gott, wenn er mich abberuft, einst ebenso über mich urteilen?" —

Feuchten Auges drückte er mir die Hand, lächelte und verließ das Zimmer.

Lew Vanderpool.

Ireland, William Wotherspoon

Herrschermacht und Geisteskrankheit Psycho-pathologische Studien aus der Geschichte alter und neuer Dynastien

Stuttgart 1887